Johann Friedrich Bruch.

Seine Wirksamkeit in Schule und Kirche

1821—1872.

Aus seinem handschriftlichen Nachlasse

herausgegeben von

Th. G.



Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel)
1890.

Universitäts-Buchdruckerei
von
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Anfänge in Straßburg	1
II.	Akademische Wirksamkeit	9
III.	Wirksamkeit als Prediger	30
IV.	Wirksamkeit als Gymnasiarch	34
V.	Wirksamkeit in der kirchlichen Administration	42
VI.	Antheil an der Gründung und Leitung kirchlicher und anderer Vereine	60
VII.	Schriftstellerische Thätigkeit	72
XI.	Wirksamkeit in den Jahren 1870—1872	78

Berichtigungen:

S. 11 Z. 18 von oben ist bei mir statt bei uns zu lesen.
S. 11 Z. 8 von unten zurückzuführen statt zurück führen.
S. 13 Z. 8 von oben moralischen Ideen statt praktischen Ideen.
S. 14 Z. 5 von oben als ein der Welt jenseitiges statt in der Welt.
S. 15 Z. 13 von oben bleiben statt blieben.
S. 15 Z. 15 von unten erweisen statt erwiesen.
S. 15 Z. 7 von unten verkündigen statt verkündigten.
S. 20 Z. 3 von unten in ihm statt in ihnen.
S. 41 Z. 13 von unten daß die statt da dieß.
S. 46 Z. 13 von unten Michelle statt Michel.

Die Blätter, die wir hier veröffentlichen, bilden die Fortsetzung zu den „Kindheit- und Jugenderinnerungen von Dr. Fr. Bruch", die voriges Jahr erschienen sind und in vielen Kreisen eine günstige Aufnahme gefunden haben. Sie sind, wie diese selbst, dem schriftlichen Nachlasse des bekannten Elsässer Theologen entnommen und geben eine Uebersicht über seine gesammte Wirksamkeit von dem Tage seiner Anstellung an dem protestantischen Seminar und an der theologischen Fakultät zu Straßburg, im Jahre 1821, bis zu dem Zeitpunkte, wo er, nach einer mehr denn halbhundertjährigen Thätigkeit, im Jahre 1872, einen Theil seiner Aemter niederlegte. Doch wird hier nicht, wie in den „Kindheit- und Jugenderinnerungen", eine fortlaufende Selbstbiographie geboten, sondern es werden die verschiedenen Seiten der Lebensarbeit des weitherzig und vielseitig angelegten Mannes, sein akademisches und wissenschaftliches, sein kirchliches und gemeinnütziges Wirken in eben so vielen besonderen Kapiteln dargestellt, wobei dann die Jahre 1870—1872 in einem speciellen und ausführlichen Abschnitte behandelt werden.

Es war nun allerdings die ursprüngliche Absicht des Herausgebers, die hier neben einander hergehenden Kapitel in eine eigentliche Biographie einzureihen, um ein vollständiges

Lebensbild Dr. Bruchs zu geben. Mancherlei Ursachen haben doch von diesem Plane abstehen lassen. Insbesondere schien es angezeigt, in diesem zweiten Theile der Bruch'schen Memoiren, der sich aufs engste an den ersten anschließt, die äußere Struktur nicht zu verändern, sondern hier, wie dort, Dr. Bruch selbst an seine Leser herantreten zu lassen, ohne irgend eine fremde Zuthat. Wenn auch so das Buch ein abgerundetes Lebensbild nicht zeigt, sondern vielmehr eine Reihe größerer Fragmente bietet, die des bindenden Gefüges entbehren, so war dies doch die einzige Methode, den mitgetheilten Aufzeichnungen ihren eigentlichen Charakter zu wahren. Durch Auseinanderreißen des in jedem Kapitel Zusammengestellten und durch Einfügungen von zweiter Hand wäre dieser Charakter mehr oder weniger verwischt worden, und was das Buch an Abrundung gewonnen, das hätte es an Lebensfrische und Originalität eingebüßt.

Auch in diesem Bande sind Dr. Bruchs Aufzeichnungen nicht in ihrer ganzen Ausführlichkeit mitgetheilt worden. Es ist solches nach dem ausdrücklichen Willen des verehrten Mannes geschehen. Er hat es ja öfters ausgesprochen, daß er seine Erinnerungen vor allem für seine Familie niedergeschrieben, und wenn er es auch nicht untersagt hat, daß manche dieser Notizen der Oeffentlichkeit übergeben werden, so hat er doch wiederholt anempfohlen, daß dieses in diskreter Weise geschehe. Je zarter oft die von ihm besprochenen Verhältnisse waren, je freier sein Urtheil über Menschen und Dinge, desto mehr war eine solche Zurückhaltung geboten.

Von den letzten Zeiten seines Lebens ist in diesen Blättern nicht mehr die Rede: sie schließen mit dem Jahre 1872. Vielleicht hatte Dr. Bruch die Absicht, später noch ein weiteres Kapitel den frühern anzureihen, aber die Krankheit ereilte ihn und der Tod nahm ihn hinweg, am 21. Juli 1874, ehe er dazu kam, dies Vorhaben auszuführen.

Wer, so hat er am Schlusse seiner Aufzeichnungen mit bescheidenem Sinne gefragt, wer wird wohl diese Blätter

lesen? — Wir sind überzeugt, daß es deren viele sein werden, vornehmlich unter den ehemaligen Schülern Dr. Bruchs, doch nicht allein unter diesen, welche sie zur Hand nehmen und mit warmem Interesse lesen werden. Tritt doch hier in der vollsten Beleuchtung die edle Persönlichkeit des seltenen Mannes hervor, der nicht allein auf Kanzel und Katheder oder als Kirchenmann und theologischer Schriftsteller mit Treue und Erfolg gewirkt und, ein neuer Kirchenvater, auf den elsässischen Protestantismus den tiefgehendsten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat, sondern der auch unter der aufreibendsten Arbeit noch Zeit und Kraft genug fand, sich gemeinnützigen Werken aller Art zu widmen und in echt christlichem Geiste sich der Noth des verschmachteten und zerstreuten Volkes anzunehmen. Und ist doch die Darstellung dieser umfassenden Lebensarbeit zugleich eine Darstellung der religiösen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zustände des damaligen Straßburgs, ein Stück Kirchengeschichte des Elsaß während des halben Jahrhunderts, das sich von 1821 bis 1872 erstreckt.

Nach diesen beiden Seiten hin bietet wohl der vorliegende Band eine nicht zu unterschätzende Ausbeute. Möchte doch auch der Blick auf dieses an innerem Gehalte, an heilig jugendlichem Eifer, an gewissenhaftester Treue, an echtem Gottesglauben, an protestantischem Bewußtsein so reiche Leben dazu beitragen, den Kleinmuth, der gegenwärtig auf unserem elsässischen Protestantismus so deprimirend wirkt, zu beschämen, und in den Herzen etwas von jenem starken Mannesmuthe, jener hingebenden Treue und jenem weltüberwindenden Gottvertrauen zu wecken, die uns allein befähigen, die uns zugewiesene Aufgabe zu erfüllen!

Anfänge in Straßburg.

Die großen in der Theologie Deutschlands theils schon vollzogenen, theils sich vorbereitenden Veränderungen waren in Straßburg, wenn auch nicht unbemerkt, doch ohne merklichen Einfluß geblieben. In dem protestantischen Seminar und in der seit einigen Jahren gegründeten theologischen Fakultät wirkten, nach dem Tode Blessigs, Fritzens und des vielbetrauerten Emmerich, als Docenten Haffner, Dahler, Redslob und Matter. Ihnen war, zum Vortrag der reformirten Dogmatik, Richard, früher Feldprediger bei einem in französischem Sold stehenden Schweizerregimente, beigegeben. Haffner trug noch immer die Dogmatik nach seinen vor langen Jahren ausgearbeiteten Heften und im Sinne eines kritischen, aber unvollendeten und inconsequenten Rationalismus vor. Redslob, von den Studenten wegen seines geist- und gemüthvollen Collegiums über Psychologie hoch verehrt, lehrte die praktische Theologie, mit Ausschluß der Katechetik, die er als etwas ganz Unnöthiges betrachtete. Von Zeit zu Zeit trug er auch eine populäre Dogmatik vor, die, ohne strenge wissenschaftliche Haltung, die christlichen Dogmen vorzugsweise von ihrer erbaulichen Seite darstellte, aber als Erguß eines tief religiösen Gemüths und eines lichtvollen philosophisch durchgebildeten Geistes nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Studirenden blieb. Dahler erklärte, wie früher, die römischen Klassiker und hielt daneben exegetische Vorlesungen über verschiedene Bücher des Alten Testamentes. Doch äußerte sich bereits bei ihm die Wirkung des Alters in verschiedenen Gebrechen, die seiner akademischen Thätigkeit zum empfindlichen Nachtheil gereichten. Mit der Kirchengeschichte war Matter betraut, der sich durch seine

vom Pariser Institute gekrönte Schrift über die Schule von Alexandrien bereits einen Namen gemacht hatte und damals an seinem Werke über den Gnosticismus arbeitete, für welches ihm eine noch rühmlichere Anerkennung werden sollte. Diesen vier Professoren war Herr Richard beigesellt, der durch die Regsamkeit seines Geistes, seinen Fleiß und seine ausgezeichnete Rednergabe zu glänzenden Hoffnungen berechtigte. Er war entschiedener, bis zum Extrem gehender Rationalist und der einzige, der damals in französischer Sprache docirte. Später, als Studenten aus dem Innern Frankreichs, besonders aus dem Mittäglichen, in immer größerer Zahl nach Straßburg kamen, mußten auch Matter und ich, und sogar der im Alter bereits vorgerückte Redslob, sich dazu bequemen, einige Collegien in französischer Sprache zu halten.

Mit bangem Herzen kam ich im Februar 1821 von Paris nach Straßburg, um im Verein mit den ebengenannten Männern, von welchen zwei noch meine Lehrer gewesen waren, an der akademischen Vorbildung der Geistlichen unserer Kirche zu arbeiten. Meine Ernennung zum Professor an dem protestantischen Seminar hatte ich erhalten; die Ernennung an die theologische Fakultät dagegen war, nach dem bestehenden Gesetze, an die Bedingung eines Concurses geknüpft. Derselbe wurde nun ausgeschrieben. Es trat jedoch nur ein einziger Mitconcurrent auf, nämlich der Sohn des verstorbenen Professors Fritz, der, nach Vollendung seiner theologischen Studien und einem längeren Aufenthalte in Göttingen, sich in Paris unter der Leitung des berühmten De Sacy dem Studium der orientalischen Sprachen gewidmet hatte und von da mit der Hoffnung zurückgekommen war, Dahlers Nachfolger in der Professur der alttestamentlichen Exegese zu werden.

Der Concurs war im Grund nur eine Formalität, da ja bereits ausgemacht war, daß ich dem Minister des öffentlichen Unterrichts zum Professor der theologischen Moral, an Stelle des verstorbenen Fritz, vorgeschlagen werden sollte. Er bestand in einer lateinischen Abhandlung De summo bono und zwei öffentlichen Vorlesungen über einen gegebenen Gegenstand (die Auctorität des Beispiels in der Sittenlehre). Man war mit diesen beiden, an sich wenig beweisenden Proben meiner akademischen Tüchtigkeit zufrieden, und ich wurde für die genannte Professur in Vorschlag gebracht.

Mein inniger Wunsch ging nun dahin, daß man mir noch einige Zeit lassen möchte, um mich für die beiden mir aufgetragenen Collegien, Interpretation der Synoptiker und Moral, vorzubereiten. Allein man bemerkte mir, daß die Vacanz der beiden Professuren in dem Seminar und in der Fakultät schon zu lange gedauert hätte, und daß das Interesse der Studirenden verlangte, daß ich so bald wie möglich meine Vorlesungen begönne. Das brachte mich nun in nicht geringe Verlegenheit. Vorlesungen über die Synoptiker und über die christliche Sittenlehre setzten eine lange und gründliche Vorbereitung voraus: diese ging mir aber durchaus ab. Waren mir auch die kritischen Fragen über den Ursprung, das gegenseitige Verhältniß und den historischen Werth der synoptischen Evangelien, die ja schon lange mit dem größten Interesse besprochen wurden, nicht fremd, so hatte ich doch dieselben nicht gründlich durchdacht und mir eine feste Meinung gebildet. Ebensowenig genügte das, was ich aus meinem früheren Studium der Moralphilosophie von Christian Ehrhardt Schmidt, der christlichen Moral von Reinhard und der christlichen Sittenlehre von De Wette geschöpft hatte, um mich zu Vorlesungen über diese Wissenschaft zu befähigen. Hier wäre eine längere Vorbereitung um so nothwendiger gewesen, als es sich um eine Darstellung der Sittenlehre in wissenschaftlicher, systematischer Form handelte, was ja voraussetzt, daß man bei dem Niederschreiben des ersten Paragraphen schon über die Prinzipien des Ganzen, die Anlage und Gliederung des Systems vollkommen im Reinen sei. Meine Collegien aus den Werken Anderer zusammenzutragen, ging mir wider das Gewissen. Ich war fest entschlossen, meinen Zuhörern nichts mitzutheilen, was ich nicht durchdacht hätte und was nicht die Frucht gründlichen Studiums und eigener Erforschung wäre. Hierzu kam die Ungewißheit, in der ich mich anfangs hinsichtlich der Methode befand, die ich in meinen Vorlesungen befolgen sollte. Die Diktirmethode war mir in der Seele zuwider. Ich glaubte mich daher für den freien Vortrag entschließen zu müssen, doch so, daß ich in den systematischen Vorlesungen, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht zu ermüden und die wesentlichsten Punkte in ihrem Geiste recht sicher zu stellen, kurze Paragraphen diktirte. Der freie Vortrag aber bietet bedeutende Schwierigkeiten dar, deren ich mir vollkommen bewußt war. Er erfordert ein

sicheres Gedächtniß und Gewandtheit der Sprache und setzt der Gefahr aus, sich zu verwirren und in Digressionen zu verlieren. Auf mein Gedächtniß nun konnte ich mich verlassen, und hatte ich mich auch während der sechs letzten Jahre an das Sprechen des Französischen gewöhnt, so war doch das Deutsche meine Muttersprache geblieben. Um der zuletzt erwähnten Gefahr zu entgehen, nahm ich mir vor, den Inhalt meiner freien Vorträge nicht bloß gründlich zu durchdenken, sondern auch wenigstens theilweise aufzuzeichnen. Dies nahm mir aber viele Zeit weg, weshalb ich in späteren Jahren die Aufzeichnungen auf bloße Notizen beschränkte.

Nimmt man nun alle Schwierigkeiten, welche die Vorbereitung auf meine Collegien mir darbot, zusammen, setzt man hinzu, daß das Studium der wichtigsten Werke über die mir übertragenen Disciplinen nebenhergehen sollte, so wird man sich leicht denken können, daß ich mit Arbeit überladen war und oft nicht wußte, wie ich durchkommen sollte. Es gab Zeiten, wo die Angst, mich für meine Collegien nicht gehörig vorbereiten zu können, mich in wahre Verzweiflung brachte. Ein Glück war es, daß die Studenten die große Unvollständigkeit meiner Leistungen weniger fühlten als ich selbst. Sie waren mit meinen Collegien nicht unzufrieden, besuchten sie fleißig und kamen mir mit Achtung entgegen. Und so ging am Ende Alles noch besser, als ich es zu erwarten gewagt hatte.

Von Anfang März 1821 bis Ende Juni hatte ich unter unsäglichen Anstrengungen meine Collegien gelesen und an der Verwaltung der Stiftung St. Thomä theilgenommen, als ein Gefühl tiefer Erschöpfung mich ergriff und mir die Fortsetzung meiner bisherigen Thätigkeit beinahe zur Unmöglichkeit machte. Jetzt erwachte mit erneuter Lebhaftigkeit ein Wunsch, den ich lange in mir getragen hatte, nämlich die wichtigsten deutschen Universitäten zu besuchen und mit den berühmtesten Lehrern derselben Bekanntschaft zu machen. Ich trug ihn meinen Collegen und der akademischen Behörde vor und erhielt von derselben ohne Schwierigkeit einen Urlaub von drei Monaten und die Erlaubniß, meine Vorlesungen schon zu Anfang Juli, also fast zwei Monate vor dem Beginn der Ferien, einzustellen. Mein College, Professor Richard, bot sich mir für die Reise zum Begleiter an, und ich fand in ihm einen gefälligen und heiteren Gefährten.

Unsere Reise ging zunächst nach Heidelberg, wo ich mit Creutzer, Daub, Paulus, Schwartz und Umbreit Bekanntschaft machte. Daub zog mich durch das Originelle seines Vortrages und die Genialität seines ganzen Wesens an; allein es fiel mir auf, daß seine Collegien über Johannes nichts weniger als eine gründliche Erklärung des vierten Evangeliums, sondern größtentheils eine Speculation über dasselbe waren, die zuweilen einen Schwung nahm und sich in einer Sprache äußerte, die über das Verständniß der meisten seiner Zuhörer hinausgehen mochte. Eine höchst interessante Erscheinung war für mich der gelehrte und scharfsinnige Paulus, wenn ich auch seinen Wundererklärungen keinen Geschmack abgewinnen konnte! In Schwartz lernte ich eine durch seltene Güte und Milde des ganzen Wesens ausgezeichnete Persönlichkeit kennen. Mit ganz besonderer Freundlichkeit wurden wir von Umbreit aufgenommen, mit welchem ich in späteren Jahren in freundschaftliche Verbindung trat, und den ich um so lieber gewann, je genauer ich ihn kennen lernte. Bei ihm lernte ich auch Ullmann kennen, der damals im Beginn seiner akademischen Laufbahn stand, und den ich später auch zu meinen liebsten gelehrten Freunden rechnen durfte.

Unendlich interessant war mir auch die Bekanntschaft von Johann Heinrich Voß, die ich damals in Heidelberg machte. Ich war höchst gespannt darauf, ihn zu sehen. Hatte mir doch schon auf dem Zweibrücker Gymnasium seine Uebersetzung des Homer eine hohe Verehrung gegen ihn eingeflößt. Er wohnte damals in einem freundlichen, vor der Stadt gelegenen Garten und empfing uns oben an der Treppe seines Hauses stehend, eine hohe, in weiten Schlafrock gehüllte Gestalt und ein antiker, ehrfurchtgebietender Kopf, den eine weiße Schlafmütze bedeckte. Mit natürlichem Wohlwollen nahm er uns auf, stellte uns auch bald seiner Frau vor, die von dem geistreichen Wesen, das sie in ihrer Jugend scheint ausgezeichnet zu haben, damals wenig mehr zeigte, und lud uns auf den folgenden Abend zu Tisch. Bei diesem Mahle lernten wir auch seinen Sohn kennen, der sehr leidend war und sich an dem Gespräche nicht betheiligte. Voß war in der Unterhaltung äußerst interessant, besonders wenn er sich über Gegenstände des griechischen Alterthums aussprach oder auf seine früheren Lebensjahre zurückkam. Eine sichtbare Rührung ergriff ihn, wenn er des einen oder

des anderen seiner Jugendfreunde, z. B. Höltys, Erwähnung that. Mißfiel uns auch die Bitterkeit, mit welcher er sich über Heyne ausließ, der für uns ein Gegenstand hoher Achtung war, so konnte dies der Ehrfurcht, die er uns einflößte, keinen Abbruch thun. Ich besuchte ihn später wieder, übernahm auch einen Auftrag von ihm an eine Straßburger Buchhandlung, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er mit dem Werthe des in Süddeutschland cursirenden Geldes ganz unbekannt war. „Nur das holsteinische Geld kenne ich," sagte er zu mir, „das hiesige kenne ich nicht. Meine Frau aber kennt es." Es lag eine rührende Kindlichkeit in diesem übrigens so schroffen Charakter. Bei meinem letzten Besuche sagte er zu mir: „Ach, da muß ich Ihnen doch etwas Wunderschönes zeigen, was Sie gewiß entzücken wird." Ich war neugierig, was dieses Wunderschöne sein würde: es war nichts Anderes als die Ranke eines die Mauer des Hauses bedeckenden Weinstockes, die in das Fenster eines Zimmers hineinragte.

Von Heidelberg ging unsere Reise nach Leipzig, wo Tzschirner, der geistreiche und kräftige Kämpfer für Licht und Recht, uns mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit entgegenkam. Außer ihm lernten wir in Leipzig nur noch die Professoren Illgen und Lindner — dieser Letztere ein enthusiastisches Mitglied der damaligen Reaktionspartei — und den Philosophen Krug kennen.

In Halle waren wir an Wegscheider empfohlen und wurden von ihm auf die freundlichste Weise aufgenommen; doch befriedigten uns seine Vorlesungen über die Dogmatik nur wenig. Am meisten fühlten wir uns von dem berühmten Theologen und Pädagogen Niemeyer, dem Vorsteher des damaligen Waisenhauses, angezogen und lernten auch in seiner Frau eine sehr gebildete und geistreiche Dame kennen. Mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen nahm uns der ehrwürdige, fromme Knapp auf. Höchst interessant war uns auch die Bekanntschaft mit Gesenius, der damals auf dem Höhepunkte seines Ruhmes stand, und mit dem Philosophen Gerlach, dessen philosophische Compendien mich durch die Zweckmäßigkeit der Form und die Klarheit der Sprache sehr angezogen hatten.

In Jena machten wir die Bekanntschaft von Schott, Gabler und Baumgarten-Crusius und hospitirten mit dem lebhaftesten Interesse bei dem Historiker Luden, der auf die anziehendste Weise

docirte. Höchst abstoßend wirkte aber in Jena auf uns die Rohheit der Studenten und ihr ungeziemendes Betragen in den Hörsälen. Wenn man die Versammlung dieser jungen Leute betrachtete, die alle rauchten, von welchen viele Hunde bei sich hatten, die ohne Strümpfe und in Pantoffeln erschienen und deren ganze Kleidung in weiten Hosen und einem zuweilen zerfetzten Schlafrock bestand, so glaubte man eher in einer gemeinen Kneipe als in einem Collegiensaal zu sein.

In Dresden, wohin wir uns von Jena aus begaben, und wo wir längere Zeit verweilten, waren wir an Professor Böttiger empfohlen, der sich unser liebevoll annahm und uns bei dem damaligen Cultusminister, der die Wittwe des Oberhofpredigers Reinhard geheirathet hatte, Herrn von Hohenthal, einführte. Wir verbrachten bei demselben einen genußreichen Abend, und hatten hier auch Gelegenheit, Professor Gaß aus Breslau kennen zu lernen. Daß wir es nicht versäumten, den damaligen Oberhofprediger Ammon zu besuchen, versteht sich von selbst. Wir fanden in ihm einen schönen, würdevollen und noch rüstigen Greis, der aber mehr den Eindruck eines feinen Weltmannes als eines gelehrten Theologen machte. Mit welchem Interesse ich in Dresden die dort befindlichen Kunstschätze besuchte, läßt sich denken. Mit wahrem Entzücken vertiefte ich mich in die Anschauung der Sixtinischen Madonna und der zahlreichen Bilder von Corregio. Die Kunststudien, die ich in der Gallerie des Louvre gemacht hatte, ließen mich die Schönheit, den künstlerischen Werth dieser Gemälde in vollem Maße würdigen und genießen. Auch die Antikensammlung bot mir reichen Genuß dar, obgleich sie sich allerdings mit den im Louvre angehäuften Schätzen nicht messen konnte.

Man rieth uns sehr, von Dresden aus einen Ausflug in die sächsische Schweiz zu machen, allein es zog uns nach Berlin. Dort aber waren bei unserer Ankunft die Vorlesungen bereits geschlossen. Schleiermacher und Neander, auf deren Bekanntschaft wir uns so sehr gefreut hatten, waren abwesend. Doch trafen wir Marheineke und Hegel an. Der erstere, den wir schon in Heidelberg gesprochen hatten, hatte die Güte, uns mit Hegel zu Tische zu laden, was uns Gelegenheit verschaffte, den großen, berühmten Philosophen genauer kennen zu lernen. Wir waren beide überrascht durch die

schlichte, ich möchte beinahe sagen bürgerliche Einfachheit seiner Conversation, die bei demjenigen, welcher ihn nicht schon nach seiner hohen geistigen Bedeutung gekannt hätte, auch nicht eine Ahnung von dem tiefen, oft dunklen, abstracten und schwerverständlichen Denker erweckt hätte.

Ein Empfehlungsschreiben sollte mich bei dem berühmten Philologen Buttmann einführen. Bei dieser Gelegenheit wurde ich der Held einer Scene, die an und für sich höchst komisch, für mich aber sehr ärgerlich war. Die Adresse des Briefes gab zwar die Straße an, wo Buttmann wohnte, aber nicht die Nummer seines Hauses. Doch hatte ich durch langes Nachfragen endlich erfahren, wo dieses Haus ungefähr stehe. Um nicht irre zu gehen, fragte ich nochmals bei einigen Personen nach, die an jener Stelle auf der Straße standen. Während ich mich nun mit ihnen unterhielt und meinen Brief zwischen den Fingern hielt, kam pfeilschnell und ohne daß ich es merkte, ein Rabe herbeigeflogen, riß mir den Brief aus der Hand und flog damit auf den First des nächsten Hauses. Hier spazierte nun das malitiöse Thier mit meinem Briefe im Schnabel triumphirend auf und ab und schaute wie mit spöttischem Blick auf mich herab, während ich selbst nicht wußte, welche Miene ich zu dem ärgerlichen Spiel machen sollte. Man kann sich denken, daß alsbald eine Menge Leute und besonders ein ganzes Rudel von Buben herbeiströmte, um Zuschauer der drolligen Scene zu sein, und daß die letzteren durch ihr unbändiges Jubeln meinen Aerger vermehrten. Es dauerte lange, bis es den Leuten, denen der Rabe gehörte, gelang, denselben heranzulocken und ihm den Brief zu entreißen.

Auch in Göttingen, wohin uns unsere Reise von Berlin aus führte, waren bei unserer Ankunft die Collegien längst geschlossen und die meisten Professoren auf Ferienreisen. Von den dortigen berühmten Lehrern trafen wir nur Blumenbach, Eichhorn und Heeren an. Alle drei empfingen uns auf das freundlichste: Blumenbach interessirte uns durch seine merkwürdige Originalität und den Enthusiasmus, mit welchem er uns seine Schädelsammlung zeigte. Heeren und Eichhorn luden uns zum Thee. Die hofmännische Liebenswürdigkeit des ersteren bildete einen eigenen Contrast zu der Einfachheit und Gediegenheit des letzteren. Als wir nach einigen Tagen uns von Eichhorn verabschiedeten, reichte er uns gerührt die

Hand und sprach mit Thränen im Auge: „Meine Herren, Sie fangen jetzt Ihre Laufbahn an, ich werde die meinige bald schließen!" Und wirklich befand er sich einige Jahre später nicht mehr unter den Lebenden.

In Marburg und Gießen war von den bekannten Docenten niemand gegenwärtig. Deswegen hielten wir uns in diesen Städten auch nicht auf. Ende October kamen wir mit vielen Erinnerungen und lebhaften Anregungen nach Straßburg zurück.

Mitten unter den Zerstreuungen dieser Reise hatte ich viel über die beiden Collegien nachgedacht, die ich im letzten Semester begonnen hatte und die ich bei meiner Rückkehr in Straßburg wieder aufnehmen sollte. Besonders beschäftigte mich die christliche Sittenlehre. Vor allem lag es mir an, über die Principien der philosophischen Moral ins Reine zu kommen. Dann richtete sich mein Nachdenken auf das Verhältniß der philosophischen Ethik zur christlichen und die systematische Gliederung dieser letzteren. Je länger und tiefer ich über diese Gegenstände nachdachte, je mehr Licht ging mir darüber auf, und desto klarer ward mir die große Unvollkommenheit der Vorträge, die ich darüber begonnen hatte. Es widerstrebte meinem innersten Gefühl, sie fortzusetzen. Ich beschloß daher die christliche Sittenlehre im nächsten Semester von Neuem anzufangen. Mit diesem Vorsatz und im Allgemeinen gestärkt und ermuthigt, kam ich nach Straßburg zurück, und erst von dem Wiederbeginn der Vorlesungen anfangs November 1821 kann ich mein eigentliches akademisches Wirken datiren.

Akademische Wirksamkeit.

Von all den vielfachen Arbeiten, welche mir seit meiner Anstellung in Straßburg auferlegt worden, war mir keine lieber als die, welche ich als akademischer Docent zu verrichten hatte. Auf dem Katheder fühlte ich mich recht zu Hause, da war es mir wohl. Jedes Jahr freute ich mich, wenn die Ferien zu Ende gingen, auf den Augenblick, da ich wieder eine Schaar Studenten um mich versammelt sehen würde. Während ich meinen jungen Zuhörern meine Ideen und Ueberzeugungen mittheilte, war es mir, als ob

mein ganzes Wesen sich weitete und Ströme neuen geistigen Lebens mich durchzögen. Auch darf ich mir das Zeugniß geben, daß ich es mit meinen Collegien jederzeit sehr ernst genommen habe. Mit der größten Sorgfalt habe ich mich immer darauf vorbereitet. Es war für mich Gewissenssache, meinen Zuhörern nichts mitzutheilen, was ich nicht vorher genau durchdacht hätte. Auch waren die ersten Stunden des Tages ausschließlich der Vorbereitung auf mein erstes Collegium gewidmet, welches ich lange Jahre hindurch schon um 8 Uhr Morgens, in meinen späteren Jahren um 9 Uhr las. Die übrigen Morgenstunden verwandte ich, soweit es mir möglich war, zur Meditation über mein zweites Collegium, das ich am Mittag, später um 3 Uhr zu lesen pflegte. Sehr oft, besonders wenn ich zu solchen Fragen kam, welche besondere Schwierigkeiten darboten, begann ich meine Vorbereitungen schon am Abend zuvor. Außer diesen beiden Collegien, das eine zu fünf, das andere zu drei Stunden wöchentlich, las ich zuweilen noch ein drittes. Es gab Zeiten, wo meine wöchentlichen Collegienstunden zu zwölf anwuchsen. Am liebsten trug ich in deutscher Sprache vor, die ich vollkommen in meiner Gewalt hatte. Der Vortrag in französischer Sprache bot mir anfangs einige Schwierigkeiten dar, besonders deswegen, weil ich für die philosophischen und theologischen Ausdrücke nicht immer das rechte Aequivalent im Französischen zu finden wußte. Aber durch das sorgfältige Durchdenken dessen, was ich sagen wollte, überwand ich nach und nach diese Schwierigkeit, so daß ich mich schließlich mit der gleichen Leichtigkeit, wenn nicht mit der gleichen Correktheit, in beiden Sprachen auszudrücken vermochte.

Meine Collegien wurden meist fleißig besucht und mit Interesse gehört. Die Studenten liebten mich und hatten Zutrauen zu mir. Erst von der Zeit an, wo der orthodoxe Pietismus in Straßburg eindrang und daselbst eine ungewöhnliche Aufnahme fand, geschah es, daß Studenten, die für denselben gewonnen wurden, sich von mir abwandten. Solches war noch mehr der Fall, als auf die pietistische Bewegung die ultra-lutherische folgte, die in Pfarrer Horning einen unermüdlichen und leidenschaftlichen Beförderer fand. Diese Abneigung, welche einige Studirende gegen mich äußerten, dieses Mißtrauen, welches sie gegen mich empfanden und bei anderen zu wecken suchten, griffen mich von der empfindlichsten Seite

an. Ich meinte es doch so herzlich gut mit ihnen allen und war jederzeit bereit, ihnen nützlich zu sein. Es gab indessen auch unter ihnen solche, welche, wenn sie mich genauer kennen lernten, von ihren Vorurtheilen gegen mich zurückkamen und sich mir wieder mit mehr Zutrauen und Liebe zuwandten.

Bei den Studenten und bei den der Orthodoxie huldigenden Geistlichen galt ich für einen Rationalisten. Als ein solcher wurde ich, und zwar gewöhnlich in recht schwarzen Farben, in den pietistischen und ultra-lutherischen Versammlungen geschildert. Und mehr noch, man bezeichnete mich unter den Straßburger Professoren als den Erzrationalisten, den eigentlichen Vater der hier und in ganz Elsaß grassirenden Ketzerei. Das war freilich eine arge Uebertreibung. War ich auch Rationalist, so war ich es doch nicht in dem vulgären Sinne. Von dem Rationalismus Röhrs und Wegscheiders, und besonders von dem Rationalismus des Dr. Strauß unterschied sich der meinige in sehr wesentlichen Punkten.

Der Keim einer dem Kirchenglauben abholden Gesinnung hatte sich bei uns sehr früh festgesetzt. Er hatte reiche Nahrung in dem Religionsunterrichte gefunden, den ich auf dem Gymnasium in Zweibrücken empfing. In Straßburg fand ich ebenfalls die rationalistische Tendenz bei den Studenten vorherrschend. War auch der Rationalismus Haffners kein durchgebildeter und consequenter, so standen doch seine Vorlesungen über die Dogmatik in zu entschiedenem Widerspruch zu dem kirchlichen Lehrbegriff, als daß sie der rationalistischen Denkweise keinen Vorschub hätten leisten sollen. Selbst Blessig, der doch jenem Lehrbegriff näher stand und in der Kritik desselben mit großer Schonung zu Werke ging, vermochte trotz der Wärme und der glänzenden Beredsamkeit, welche seine Vorlesungen auszeichneten, die Studirenden nicht zu dem Glauben der Kirche zurückführen. Die Lectüre französischer Schriftsteller, vorzüglich Rousseaus, der ich mich in Paris mit großem Eifer ergeben hatte, vermehrte meine Abneigung gegen die kirchlichen Dogmen und bestärkte mich in meiner Ueberzeugung, daß es keine anderen religiösen Wahrheiten gebe, als diejenigen, welche der Mensch aus seiner Vernunft schöpft, und daß diese natürliche Religion am Ende auch über jede positive den Sieg davontragen würde.

So war, als ich nach Straßburg zurückkehrte, meine Denkweise

eine durchaus rationalistische, aber mein Rationalismus entbehrte durchaus der philosophischen Durchbildung. Wäre ich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Straßburg dazu berufen gewesen, über Dogmatik zu lesen, so würde ich sie zuverlässig in dem Sinne Wegscheiders, mit dessen Institutiones dogmaticae ich mich ja früh bekannt gemacht hatte, vorgetragen haben. Indessen regte sich doch in mir ein großes Bedenken bezüglich dieser meiner theologischen Denkweise. Es kam mir vor, daß meine entschiedene Antipathie gegen die kirchlichen Dogmen meiner Qualification zum Professor der Theologie großen Abbruch thäte. Ich wollte sehen, ob mir diese Dogmen, bei einer tieferen Ergründung derselben, nicht eine Seite darböten, von welcher her eine Versöhnung mit denselben für mich möglich würde. Ich nahm daher die Sammlung der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche wieder zur Hand und studirte sie mit angestrengter Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende. Allein fühlte ich mich mit ihnen in allem einverstanden, was sie dem Katholicismus entgegensetzten, so fand ich in ihnen doch nichts, was mir die aus dem Katholicismus herübergebrachten Dogmen oder die lutherische Lehre vom Abendmahl auch nur von weitem hätte annehmbar machen können. Selbst die große Grundlehre des Protestantismus von der Rechtfertigung durch den Glauben enthüllte sich mir damals noch nicht in ihrer vollen Wahrheit und der Unermeßlichkeit ihrer Bedeutung.

Je weniger Befriedigung ich aber in diesem Studium der symbolischen Bücher unserer Kirche gefunden hatte, desto tiefer fühlte ich das Bedürfniß, meine theologischen Anschauungen und Ueberzeugungen nicht in dem schwankenden Zustande zu lassen, in welchem sie sich damals noch befanden. Vor allem schien es mir dringend nothwendig, einen sicheren spekulativen Unterbau zu gewinnen, auf welchem ich nach und nach das Gebäude meiner Theologie errichten könnte. Ich wandte mich daher zur Philosophie und begann ein genaueres Studium der Werke der großen Denker, die Deutschland in den neueren Zeiten hervorgebracht hatte. Am längsten fesselte mich Kant, und je tiefer ich in seine Philosophie eindrang, desto größer wurde meine Verehrung für diesen mächtigen Geist. Nicht ohne Mühe zwar arbeitete ich mich durch seine verschiedenen Werke hindurch; am meisten Anstrengung kostete mich das Studium seiner

Kritik der reinen Vernunft. Aber dieses mühsame Studium gewährte mir eine reiche Ausbeute. Ich gelangte durch dasselbe zur unerschütterlichen Gewißheit des Grundsatzes, daß die Vernunft das höchste Organ der Wahrheitserkenntniß sei, und daher auch das Recht besitze, alle religiösen Lehren ihrer Beurtheilung zu unterwerfen. Blieb im Uebrigen die theoretische Philosophie Kants ohne bedeutenden Einfluß auf meine dogmatischen Ueberzeugungen, so beherrschte seine praktische Philosophie längere Zeit meine praktischen Ideen, bis diese dann durch andere Faktoren eine bedeutende Umwandlung erfuhren.

Von Fichte und Schelling fand ich mich wenig angezogen. Schien mir der Idealismus des einen mit dem empirischen Bewußtsein in einem unauflöslichen Widerspruch zu stehen, so fühlte ich mich durch den Pantheismus des anderen gewaltsam abgestoßen. Das Studium Hegels kam erst später an die Reihe, blieb aber auch auf die Entwicklung meiner theologischen Denkweise ohne fühlbaren Einfluß. Am meisten verdanke ich den Werken des jüngeren Fichte, mit welchen ich aber erst später vertraut wurde. Die Anregungen und Belehrungen, die ich von ihm erhalten, kann ich nicht hoch genug anschlagen. Und dennoch darf ich wohl sagen, daß die Entwicklung meines dogmatischen Systems viel weniger durch das Studium der philosophischen Werke der genannten Denker bedingt wurde als durch mein selbständiges Denken. Es war besonders eine Idee, die hier maßgebend für mich wurde und bestimmend auf die Entwicklung meines theologischen Systems einwirkte: die Idee der Absolutheit Gottes.

Von vornherein in meinem Geiste liegend, war diese Idee durch meine philosophischen Studien und mein spekulatives Nachdenken zu immer höherer und lichtvollerer Entfaltung gelangt und übte einen immer größeren Einfluß auf mein dogmatisches Denken und Glauben. Es war mir selbst überraschend, wie einfach, von dieser Idee aus, viele der wichtigsten dogmatischen Probleme sich lösten. Die Realität dieser, den wesentlichen Inhalt des natürlichen frommen Bewußtseins bildenden Idee war mir durch das Dasein der endlichen Welt bestimmt. Denn daß das Endliche ohne Voraussetzung des Unendlichen und Absoluten schlechthin undenkbar sei, schien mir gar keiner Beweise zu bedürfen. Das Endliche und Bedingte findet

in dem Unendlichen und Unbedingten, folglich in dem Absoluten, die Urbedingung seines Seins. Von hier aus enthüllte sich mir in klarem Lichte das Verhältniß der Welt zu Gott. Schwebte dem vulgären Rationalismus, gleichwie dem vulgären Supranaturalismus, Gott als ein in der Welt jenseitiger oder extramundaner vor, so erkannte ich in ihm den absoluten Realgrund der Welt, folglich denjenigen, auf welchem das ganze endliche Sein ruht, den Urheber aller Gesetze, welche die Welt beherrschen, und aller Kräfte, welche in ihr wirken, den unerschöpflichen Quell alles sie durchströmenden Lebens, den der Welt immanenten. Daß Gott, insofern er als der Absolute wesentlich von der Welt des Endlichen verschieden ist, zugleich als der Transcendente erfaßt werden müsse, konnte mir natürlich nicht entgehen. Allein, ich fühlte immer mehr, wie viele wichtige Lehren nur im Begriff der Immanenz ihre Lösung finden könnten, und wie viele Irrthümer in der Dogmatik davon herrührten, daß man über der Transcendenz Gottes seine Immanenz übersehen hatte. So war es ja mit der Lehre von der Schöpfung der Welt, die man als einen einmaligen Akt Gottes ansah; so mit der Lehre von der Offenbarung, die man sich als eine in fertiger Gestalt von Gott mitgetheilte und von dem Empfänger passiv aufgenommene Wahrheitserkenntniß dachte, und mit andern mehr.

Aus der Idee der Immanenz Gottes entwickelte sich mir vor allem eine neue Anschauung der Schöpfung, der Erhaltung und Regierung der Welt. Die Schöpfung konnte ich mir nur als ein ewiges Schaffen Gottes denken, als eine Realisirung der seinem Wesen unaufhörlich entquellenden Ideen in den Formen der Endlichkeit, als göttliche Selbstoffenbarung. Die Selbstoffenbarung Gottes aber erblickte ich nicht bloß in der physischen, sondern in viel höherem Maße in der geistigen Welt, wo sie sich durch das geheimnißvolle Wirken vollzieht, durch welches Gott jeden einzelnen Geist und das ganze Geisterreich auf dem Wege der Vervollkommnung ihrem Ziele der Geisterähnlichkeit und Gottesgemeinschaft entgegenführt.

Dieselbe Idee der Absolutheit und Immanenz Gottes führte mich auch zu einer neuen Vorstellung von der Offenbarung. Wenn Gott der absolute Urgrund alles Endlichen ist, sagte ich mir, so ist er

es auch, der den menschlichen Geist nach seinem Sein absolut setzt. Der menschliche Geist ruht daher in der Tiefe seines Seins auf Gott, und Gott ist ihm immanent. Es besteht zwischen dem menschlichen Geiste und Gott ein unauflösliches Band. Aus diesem Verhältniß geht jenes ursprüngliche Gottesbewußtsein hervor, das göttliche Offenbarung ist, und das bei allen Menschen, auf jeder Stufe der Bildung, sich findet. Mit jedem sittlich-religiösen Fortschritt des Menschen wird sein Verhältniß zu Gott ein innigeres, und entwickelt sich bei ihm ein mächtigeres geistiges Leben, und so entfalten sich in dem sittlich-religiös begeisterten und in Gott lebenden Menschen, aus der ihn erfüllenden Geistesmacht, neue religiöse Anschauungen, die dem auf niedrigerer Stufe stehenden und der Welt zugewandten Menschen in Dunkel verhüllt blieben. Diese Potenzirung des geistigen Lebens geschieht nicht ohne die freie Thätigkeit des Menschen, allein sie kommt in erster Linie von Gott her, sie quillt aus den geheimnißvollen Tiefen des unendlichen Geistes. Und so steht es denn auch bei Gott, in einem Menschen, den er sich zu seinem Werkzeuge erkoren, das geistige Leben zu erhöhen.

Aus dieser Gedankenfolge entwickelte sich mir nun ein Begriff von Offenbarung, an dem ich, nachdem ich ihn einmal erfaßt, immer festgehalten habe. In dem großen Entwicklungsprozesse der Menschheit, wenn Zeiten der Krisis eintreten, wenn die geltenden religiös-sittlichen Ideen sich als ungenügend erwiesen, ist es da nicht natürlich, daß Gott sich einen oder einige Menschen erwählt, die sich ihm mit ihrem ganzen Sein zugewandt haben, und in ihnen das geistige Leben zu höherer Potenz erhebt? Ist es nicht natürlich, daß solche Menschen, durch die Gluth ihres Gottesbewußtseins gehoben, zu neuen religiösen Anschauungen gelangen und sich gedrungen fühlen, sie in begeisterten Worten auszusprechen? Das sind die Sprecher Gottes, die Träger der göttlichen Offenbarung, die ihren Zeitgenossen die Wahrheiten verkündigten, welche als neue Lebensmächte wirken und die Menschheit zu neuem Fortschritte antreiben. Die Offenbarungswahrheiten fallen also nicht in fertiger Gestalt vom Himmel auf die Erde, sie entfalten sich im Geiste der Sprecher Gottes und stehen folglich mit den Gesetzen des Geistes in keinem Widerspruch, wie sie auch die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens nicht übersteigen. So sind sie natürlich, insofern sie auf

den Gesetzen des Geistes, und übernatürlich, insofern sie auf einer von Gott bedingten Erhöhung des Geisteslebens in gewissen geschichtlichen Persönlichkeiten beruhen.

In diesem, und in keinem andern Sinne, war mir nun auch das Christenthum göttliche Offenbarung; aber es erschien mir auch als das höchste, vollendetste Offenbarungswerk Gottes. War doch auch die Krisis, in welche die Menschheit zur Zeit der Erscheinung Christi gerathen war, sicherlich die größte, die in dem ganzen Entwicklungsprozeß derselben je vorgekommen, wie auch nicht zu verkennen ist, daß das Christenthum in der Menschheit einen Umschwung erzeugt hat, mit welchem kein anderer zu vergleichen ist, und sie in Bahnen der Entwicklung eingelenkt, deren Ende sich nicht absehen läßt. Ja, nicht nur als das höchste Offenbarungswerk Gottes erschien mir das Christenthum, sondern auch in gewissem Sinne als das letzte, als der große Abschluß aller früheren Offenbarungsakte Gottes. Nicht so, als ob nach Christo keine Sprecher Gottes mehr auftreten, aber ich konnte doch die Aufgabe derselben nur darin sehen, daß sie die christlichen Ideen von Mißdeutungen und Verunstaltungen reinigten, sie immer tiefer in das Bewußtsein der Menschen einsenkten und ihrer erleuchtenden und heiligenden Einwirkung neue Bahnen eröffneten.

Daß ich zwischen Christo und den anderen Trägern göttlicher Offenbarung keinen spezifischen Unterschied anerkennen konnte, geht aus dem Gesagten zur Genüge hervor, zugleich aber auch, daß ich ihm unter allen die höchste Stelle anwies. Das Werk, das er in der Welt vollbracht, schien mir dafür zu zeugen, daß er in sittlicher Hinsicht auch die Größten weit überragte, ja das sittliche Urbild in sich darstellte, daß er mit dem absoluten Geist in eine Einheit getreten war, die, wenn sie einerseits einzig in ihrer Art ist, doch andererseits das Ziel bezeichnet, dem wir alle zustreben sollen. Eine natürliche Folge dieser seiner außerordentlichen sittlichen Reinheit und Größe und der von Gott ihm angewiesenen Bestimmung schien es mir zu sein, daß Gott in ihm auch das geistige Leben auf die höchste Potenz erhoben hatte, und diese Voraussetzung erklärte es mir, warum in ihm zuerst die höchsten sittlichen und religiösen Ideen zur lichtvollen Anschauung gekommen, und warum in ihm der Menschheit ein neues, wundervolles Licht aufgegangen, das

noch immer leuchtet, sich immer weiter verbreitet und die groben Irrthümer, mit welchen menschliche Thorheit es immer wieder zu verdunkeln sucht, mehr und mehr zurückdrängt. Konnte ich daher in Bezug auf die Menschheit Christi nicht dem mindesten Zweifel Raum geben, so erblickte ich ihn doch wieder auf einer Höhe und in einer Gemeinschaft mit Gott, die ihn über die ganze Menschheit weit emportrugen, und die es mir vollkommen zu rechtfertigen schienen, daß man ihn in einem ganz vorzüglichen Sinne den Sohn Gottes nennt.

Dieser Begriff von Christo stand nun allerdings mit demjenigen der orthodoxen Theologie in offenbarem Widerspruch: doch war er auch von demjenigen, den der Rationalismus aufgestellt hatte, sehr verschieden. Von diesem letzteren unterschied er sich besonders auch dadurch, daß er mir keinen Grund darbot, die Christo von der evangelischen Geschichte zugeschriebene wunderbare Wirksamkeit gänzlich in Abrede zu stellen.

Allerdings hatte sich in mir ein Begriff vom Wunder entwickelt, der sich von demjenigen des Supranaturalismus weit entfernte. Ein Wirken Gottes, durch welches die Naturgesetze aufgehoben und der ganze Naturzusammenhang durchbrochen werden sollte, konnte ich mir nicht denken. Vielmehr schien mir das Wunder nur insoweit annehmbar, als es aus den Gesetzen und Ordnungen der Natur sich erklären ließ. Und einen solchen Wunderbegriff konnte ich ohne Mühe aus meiner Theorie der Offenbarung schöpfen. Ich ging hier von dem Gedanken aus, daß es ja überhaupt in dem Wesen und der Bestimmung des Geistes liegt, über die Natur zu herrschen. Dachte ich mir nun als Träger einer göttlichen Offenbarung einen Menschen, in welchem Gott das geistige Leben ganz ungewöhnlich potenzirt, so mußte es mir auch als möglich erscheinen, daß derselbe, in gewisser Beziehung, auf die Natur eine Herrschaft ausübte, die dem auf einer niedrigeren Stufe geistiger Entwicklung Stehenden nicht zustände. Hierzu kam meine Ueberzeugung, daß in jedem Menschen gewisse Kräfte verborgen liegen, die in diesem zeitlichen Leben nicht zur Entwicklung gelangen, sondern zu unserer Ausrüstung für das zukünftige Leben gehören, und die daher auch nur in gewissen außerordentlichen Fällen, wie ein Wetterleuchten gleichsam, sich kund thun, um

sogleich wieder in das Dunkel zurückzusinken. Dachte ich mir nun Christum als denjenigen, dessen geistiges Leben bis zur höchsten Potenz erhoben worden war, so mußte ich es natürlich finden, daß er zu Zeiten Thaten verrichtete, die die Macht des gewöhnlichen Menschen weit überstiegen.

Damit ist nun allerdings nicht gesagt, daß ich alle Wundererzählungen des Neuen Testamentes für historisch gehalten hätte. Das traditionelle oder mythische Gepräge vieler derselben ist zu offenbar, als daß ich es nur einen Augenblick hätte verkennen können. Uebrigens war mir die erhabene Größe Jesu und seine Würde als Sohn Gottes und Erlöser der Menschheit von den ihm zugeschriebenen Wundern ganz unabhängig.

Ueberhaupt hatten für mich die Erzählungen des Neuen Testamentes die Wichtigkeit nicht, welche die orthodoxe Theologie ihnen beilegt. Dem Satze, daß das Wesen des Christenthums nicht sowohl in den Lehren als in den Thatsachen der christlichen Offenbarung besteht, konnte ich nicht zustimmen. Wohl gab es auch für mich kein Christenthum ohne Christus, aber das Wesen des Christenthums konnte ich nur in dem erblicken, was die Grundlage des von Christo gestifteten Reiches bildet und was der Menschheit einen neuen Geist eingepflanzt hat, nämlich in dem Evangelium. Das Evangelium selbst aber besteht in einer Summe von sittlichen und religiösen Ideen, die höchsten und fruchtbarsten, welche der menschliche Geist zu fassen im Stande ist; Ideen, welche die großen Denker der Vorzeit geahnet hatten, auf welche ihre Forschung gerichtet war, die aber, vor Christo, keiner in voller Wahrheit und Klarheit zu erfassen vermocht hatte. Freilich aber wurden diese Ideen nicht bloß von Jesu ausgesprochen, sondern er offenbarte sie in seinem ganzen Handeln und Leiden, in seinem Leben und Sterben: er ist die Verkörperung derselben. Darum trägt die Betrachtung der Person und des Lebens Christi so viel zum Verständniß der Ideen bei, die er verkündigte, wie hinwiederum das Verständniß dieser Ideen ein helles Licht über ihn selbst, sein Wirken und Leiden verbreitet. Wichtig sind also vor allem die Thatsachen des Lebens Jesu, in welchen diese Ideen sich spiegeln. Nirgends liegt das Wichtige in dem nackten Faktum, sondern immer nur in der Idee, die in demselben zur Erscheinung kommt.

Was meine Ansicht von der Bibel betrifft, so war mir dieselbe einerseits eine Sammlung menschlicher Schriften, die alle das Gepräge der Individualität ihrer Verfasser und des Volkes, dem sie angehörten, sowie des Zeitalters, in dem sie lebten, tragen, und daher, in vieler Beziehung, unvollkommen und nichts weniger als irrthumsfrei sind. Dabei war mir aber andererseits die Bibel ein Buch, das mir die tiefste Ehrfurcht einflößte, nicht bloß wegen der segensreichen Wirkungen, die es hervorgebracht, sondern wegen des göttlichen Elementes, das es in sich birgt. Ich erkannte sogar in der Bibel ein doppeltes göttliches Element, nämlich zuerst die großen Gedanken, welche Gott zu verschiedenen Zeiten durch auserwählte Sprecher den Menschen geoffenbart, und sodann den eigenthümlich mächtigen heiligen Geist, welcher die Bibel durchdringt und eine Emanation der religiösen Begeisterung ist, welche sich in den biblischen Verfassern durch die erfaßte göttliche Offenbarung entwickelt hatte. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, fühlte ich mich berechtigt, die Bibel mit der größten Unabhängigkeit zu behandeln, und kam doch nicht in Gefahr, die Ehrfurcht zu verletzen, deren sie als das Urkundenbuch der höchsten göttlichen Offenbarungen würdig ist.

Bezüglich der Bekenntnißschriften der protestantischen Kirche brauche ich kaum zu erwähnen, daß deren absurde Ueberschätzung, als ob sie der reinste Ausdruck der christlichen Lehre und deswegen die souveräne Regel des Glaubens und Lebens wären, von jeher mit meinen Ueberzeugungen im schroffsten Widerspruch stand. Dagegen muß ich doch bemerken, daß ich mich auch mit dem wegwerfenden Urtheil über die protestantischen Symbole, als ob dieselben bloß merkwürdige Dokumente einer vergangenen Zeit wären, nicht befreunden konnte. Der Protestantismus, wie das Christenthum, ist etwas historisch Gegebenes. Wer zur christlichen Kirche gehören will, muß ein Christ sein, und das ist nur derjenige, welcher sich zu den wesentlichen Lehren des Christenthums bekennt; und wer zur protestantischen Kirche gerechnet werden will, muß ein Protestant sein, d. h. er muß den Ideen und Grundsätzen, aus denen der Protestantismus erwachsen ist und mit deren Aufgebung er sich nothwendigerweise auflösen würde, seine volle Zustimmung schenken. Wenn daher die Bekenntnißschriften der protestantischen Kirche nicht

mehr nach ihrem gesammten Inhalt und allen ihren Lehrbestimmungen als souveräne Regel des Glaubens und Lebens aufgestellt werden können, so scheint es mir doch unbestreitbar, daß die wesentlichen Grundsätze, die sie aussprechen, und welche durch sie hindurchklingen, in ihrer Geltung bleiben. Diesen Grundsatz habe ich in meinen dogmatischen Vorlesungen immer festgehalten und den Studirenden einzuprägen gesucht. Ich bin aber noch weiter gegangen und habe mich bemüht, nachzuweisen, daß beinahe sämmtliche Lehrbestimmungen unserer Symbole, wenn sie auch in ihrer gegebenen Fassung unannehmbar geworden sind, doch einen Kern der Wahrheit enthalten, der niemals aufgegeben werden kann.

Aus diesen Andeutungen läßt sich ermessen, welches der Standpunkt war, den ich den verschiedenen in der evangelischen Kirche zu Tage tretenden Glaubensrichtungen und Parteien gegenüber einnahm. Daß ich Rationalist war, habe ich nie geleugnet. Ich bekannte mich offen zu dem Grundsatz, daß die Vernunft auch in Sachen der Religion das höchste Organ der Wahrheitserkenntniß ist, daß sie daher das Recht hat, das Christenthum, wie jede positive Religion, ihrer Prüfung zu unterwerfen, und es nur insoweit anzunehmen, als sie es mit den Gesetzen des Denkens übereinstimmend findet. Allein daß ich mich nach und nach, in Folge tiefen Studiums und Nachdenkens, von dem Rationalismo vulgari entfernte und zu einem spekulativen Rationalismus überging, erhellt sattsam aus dem, was ich über meinen theologischen Bildungsprozeß bemerkt habe. Aber ebenso klar leuchtet daraus hervor, daß ich mit dem Supranaturalismo vulgari entschieden gebrochen hatte. Seine Vorstellungen von Offenbarung und Wunder, seine Christologie, seine Erbsünde- und Versöhnungslehre, sein Grundsatz der Unterwerfung der Vernunft unter dem Schriftbuchstaben u. s. w. konnte mir nicht zusagen. Darum trat ich auch dem von den dreißiger Jahren an, mit der Anstellung des Pfarrers Härter an der Neuen Kirche, in Straßburg eindringenden Pietismus entschieden entgegen. Im Grunde war, was man hier Pietismus nannte, nichts anderes als Orthodoxismus. Von dem Geiste Speners und seines Pietismus war wenig in ihnen. Das Talent des Pfarrers Härter, seine seltene Rednergabe, seine unermüdliche Thätigkeit, seine administrative Begabung erkannte ich willig an, aber seine oft verletzende

Polemik, sein Dringen auf die Unterwerfung unter den Schriftbuchstaben, sein Richten derjenigen, die sich zu einem solchen Schriftglauben nicht entschließen konnten, entfernten mich von ihm. Noch entschiedener aber als dem Härter'schen Pietismus trat ich dem durch Pfarrer Horning eingeführten Ultra-Lutheranismus entgegen, in welchem ich nichts anders als einen fatalen Anachronismus zu sehen vermochte.

Die Collegien, welche ich während einer 51jährigen akademischen Laufbahn gelesen habe, bezogen sich auf mehrere Zweige der theologischen Wissenschaft und vor allem auf die systematische Theologie.

Ueber die christliche Sittenlehre habe ich von dem ersten Jahre meiner Anstellung an bis 1864, wo Herr Lichtenberger zu der Cathedra der Moral berufen wurde, alle zwei Jahre, folglich einundzwanzig Male gelesen, und zwar zuerst in deutscher und nachher in französischer Sprache. Längere Jahre hindurch trug ich sie nach meinem 1829 und 1832 erschienenen Lehrbuche vor. Später wurde ich, behufs des Vortrages in französischer Sprache, zu einer Umarbeitung meines Collegiums geführt; doch hätte ich mich auch ohnedies zu einer solchen entschlossen, da mir mein Lehrbuch, besonders in seinem allgemeinen Theile, nicht mehr genügte.

Mein ganzes System der Ethik beruhte auf zwei Grundsätzen, die sich aus meinen Studien und meinem Nachdenken über den Gegenstand in lichtvoller Klarheit entwickelt hatten. Der erste betraf das moralische Gesetz, der andere die Bestimmung des Menschen. In dem ersteren erkannte ich das höchste praktische Gesetz des Geistes, das, in genauem Parallelismus mit den Denkgesetzen, der praktischen Offenbarung und Entfaltung des Geistes ebenso zur souveränen Regel dienen soll, wie die Denkgesetze seiner theoretischen Thätigkeit und Entwicklung. Beide Gesetze erschienen mir als in der innigsten Beziehung zu der höchsten Bestimmung des Menschen stehend, sowie die Gesetze der organischen Naturwesen deren Entwicklung im Sinne ihrer Bestimmung zum eigentlichen Zweck haben. Wie nun die Bestimmung aller organischen Wesen in nichts anderem besteht, als daß sie werden, was sie sein sollen, oder, in anderen Worten, daß sie die ganze Fülle von Leben, die in ihnen liegt, zur Entfaltung bringen und hierdurch die in ihnen ruhende Idee ihres Seins

realisiren, so konnte ich auch die Bestimmung des Menschen in nichts anderes setzen, als in die volle Entfaltung seines geistigen Lebens und in die Realisirung der in ihm liegenden Idee seines Seins nach seiner vollen Eigenthümlichkeit. Dem menschlichen Geiste inhärirend und darum auch unzerstörbar und unveränderlich, mußte das Sittengesetz mir natürlich als von dem Urheber unseres Wesens stammend, folglich als Ausdruck des göttlichen Willens oder vielmehr des göttlichen Wesens erscheinen. Gedachte ich andererseits, daß der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen ist, so erblickte ich seine Bestimmung in der Entwicklung zur höchst möglichen Aehnlichkeit und innigst möglichen Lebensgemeinschaft mit Gott. So fand ich mich denn mit meinen beiden Grundsätzen der Ethik auf christlichem Boden, und es konnte mir nicht schwer fallen, mein ganzes System in genauer Uebereinstimmung mit den Lehren des Neuen Testamentes durchzuführen. Hätte ich jedoch eine letzte Durcharbeitung meines Collegiums vorgenommen, so würde diese hauptsächlich darin bestanden haben, daß ich das philosophische Element mehr in den Hintergrund gerückt und alles mehr in das Licht der ethischen Belehrungen des Neuen Testamentes gestellt hätte.

Meine Vorlesungen über die Sittenlehre wurden jederzeit sehr fleißig besucht. Besonders nahmen die Studirenden aus dem inneren und mittäglichen Frankreich, für die sie etwas Neues waren, großes Interesse daran. Doch war es mir auffallend, daß der zweite Theil meines Collegiums, in welchem die specielle Moral behandelt wurde, weniger Interesse erweckte als der erste, in welchem ich die allgemeine Sittenlehre vortrug. Das war für mich ein Grund mehr, gerade dem Vortrag der speciellen Pflichtenlehre einen ganz besonderen Fleiß zuzuwenden.

Ueber evangelisch-lutherische Dogmatik begann ich erst im Jahre 1838 zu lesen, als mein Schwiegervater Redslob, der damit beauftragt gewesen, durch eingetretene Kränklichkeit und Schwäche in seiner akademischen Wirksamkeit unterbrochen wurde. Zu diesem Collegium hatte ich mich durch ein sehr gründliches Studium der Religionsphilosophie und der biblischen Theologie vorbereitet. Es wurde für mich das Collegium, auf welches ich die größte Wichtigkeit legte. Verließ mich doch keinen Augenblick der Gedanke, daß ich berufen wäre, durch dasselbe auf die Ueberzeugungen der Stu-

direnden und damit auf ihre ganze künftige Amtsführung einen tiefen und bleibenden Eindruck zu äußern. Auch habe ich es mit dem größten Fleiß ausgearbeitet und später zu wiederholten Malen revidirt, sowohl in der deutschen als in der französischen Bearbeitung.

Von 1838 an las ich alle zwei Jahre über die Dogmatik und absolvirte dieses Collegium in zwei Semestern. Mit ihm habe ich, im Sommer 1872, meine akademische Laufbahn abgeschlossen.

In der Anlage dieses Collegiums befolgte ich die Methode, die ich bei Wegscheider, Hase und anderen angewendet gesehen hatte. Ich begann bei jedem Artikel mit der Darstellung der Lehre der heiligen Schrift, zeigte sodann, wie diese Schriftlehre in der Kirche verstanden, entwickelt und ausgedrückt worden ist, und führte diese Geschichte der Lehre in ihren wesentlichen Zügen bis zu ihrer Formulirung in der evangelischen Kirche fort. Dieses kirchliche Dogma unterwarf ich nun einer besonnenen, aber eingehenden Kritik vom Standpunkte der heiligen Schrift und von dem der vernünftigen Reflexion und schloß mit einer Auffassung und Formulirung desselben, die nach meiner Ueberzeugung den wissenschaftlichen und religiösen Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend war.

Es gereichte mir zur großen Freude, daß dieses Collegium immer mit Fleiß und Interesse besucht wurde. Manche Studirende haben mir dafür gedankt und gesagt, welchen tiefen und wohlthätigen Eindruck es auf sie gemacht hätte. Freilich gab es auch Studirende, welche, von vornherein für den orthodoxen Lehrbegriff gewonnen, in demselben keine Befriedigung fanden und es mir deutlich zu erkennen gaben. Ich bedeutete ihnen, daß ich sie durchaus nicht zwänge, mein Collegium zu besuchen, daß ich mir aber jede beleidigende Demonstration verbäte und sie das erste Mal, wo sie sich eine solche erlauben würden, augenblicklich aus dem Collegiensaal hinausweisen würde. Das war auch genug, um auf immer die Ruhe und den Anstand in meinen Vorlesungen sicherzustellen.

Auch die exegetische Theologie habe ich in den Kreis meiner Vorlesungen gezogen und lange Jahre hindurch bald diese, bald jene Schriften des Neuen Testamentes erklärt. Besonders wichtig war es mir dabei, mich mit meinen Zuhörern recht in den Geist der biblischen Verfasser zu vertiefen und von diesem aus ihre

Schriften zu interpretiren. Eine Reihe von Jahren hindurch las ich neutestamentliche Exegetica neben meinem auf diesem Gebiete so hervorragenden Collegen Reuß, und später, als dieser sich auf die Interpretation das Alten Testamentes beschränkte, neben Professor Cunitz. Mit dem einen und dem anderen pflegte ich mich jedes Jahr über die zu lesenden Bücher zu verständigen. Lasen sie über die Evangelien, so interpretirte ich paulinische Briefe; umgekehrt erklärte ich die Evangelien, wenn bei ihnen die Episteln an der Reihe waren. Wir suchten auf diese Weise es den Studenten zu ermöglichen, im Laufe von drei Jahren exegetische Vorlesungen über das ganze Neue Testament zu hören.

Erklärt habe ich nach und nach sämmtliche Schriften des Neuen Testamentes mit Ausnahme der Apostelgeschichte, des Hebräerbriefes und der Apocalypse. Es waren doch nur zufällige Umstände, die mich abhielten, auch diese in den Kreis meiner Vorlesungen zu ziehen. In den letzten Jahren vermied ich es auch, über das Evangelium des Johannes zu lesen. Die Untersuchungen über dieses Buch hatten einen solchen Umfang gewonnen, waren zu so verschiedenen Resultaten gelangt und hatten eine so überaus reiche Literatur erzeugt, daß ich, bei meinen vielen andern Arbeiten, hier nicht mehr nachkommen konnte.

Oefters habe ich auch meine Exegetica in französischer Sprache gelesen, und im allgemeinen waren es auch die Studirenden aus dem Innern, welche diese Collegien mit dem größten Interesse befolgten.

Zu dem Gedanken, über hebräische Archäologie zu lesen, kam ich nicht bloß durch die Ueberzeugung von der Wichtigkeit eines solchen Collegiums für die jungen Theologen, sondern auch durch mein Studium des Josephus, dem ich in der ersten Zeit meines Professorats mich mit großem Fleiße hingegeben hatte. Da ich erkannt hatte, daß auch die Haverkampf'sche Ausgabe in kritischer Beziehung noch vieles zu wünschen ließ, so war der kühne Gedanke in mir aufgestiegen, eine neue kritische Ausgabe dieses Schriftstellers zu unternehmen. Ich wurde hierzu durch den großen Hellenisten Schweighäußer aufgemuntert. Derselbe stand damals bereits im achtzigsten Lebensjahre und war durch die Abnahme seines Gesichtes gezwungen worden, den öffentlichen Vorträgen zu entsagen. Nun

hatte er eines Tages mir gegenüber geäußert, er möchte gern noch etwas thun können, um das ihm so liebgewordene Lehramt nicht ganz aufzugeben. Da bat ich ihn, mir zu gestatten, in winterlichen Abendstunden einen griechischen Classiker mit ihm zu lesen. Er ging sogleich mit Freuden darauf ein und schlug mir vor, den Thucydides zu lesen, da er gerade Materialien zu einer kritischen Ausgabe dieses Autors sammelte, die er, wenn seine Augen es ihm erlaubten, noch herauszugeben wünschte. Wir setzten die Sache unverzüglich ins Werk. Schweighäußer, der Sohn, und mein Freund Lachenmeyer nahmen an diesen Leseabenden theil. Später gesellte sich noch Herr Fritz zu uns. Lachenmeyer und ich mußten uns jedesmal sorgfältig auf die Lektüre des Abschnittes vorbereiten, der an die Reihe kommen sollte. Schweighäußer brachte dann aus seiner reichen Bibliothek alles herzu, was zum Verständniß des vorliegenden Pensums dienen konnte, und weihte uns in die ganze Art und Weise ein, auf welche er bei seinen kritischen Arbeiten zu verfahren pflegte. Diese Lectüre des Thucydides mit dem ehrwürdigen Veteranen war mir unendlich interessant. Ich lernte dabei Vieles. Leider dauerten diese Exercitien nur einen Winter durch, weil die Augen des trefflichen Mannes sich dermaßen verdunkelten, daß er das Griechische nicht mehr lesen konnte.

Was ich nun bei Schweighäußer gelernt hatte, wollte ich bei Josephus in Anwendung bringen. Ich fing an, mir ein Verzeichniß der sprachlichen Eigenthümlichkeiten dieses Autors anzulegen, kritische Noten zu sammeln, mir genaue Kenntniß von den zu consultirenden Handschriften zu verschaffen u. s. w. Allein meine theologischen Arbeiten ließen es mir nicht zu, diese Studien über Josephus fortzusetzen. Wäre ich berufen gewesen, Philologie zu dociren, so würde ich allen Fleiß darauf verwendet haben, eine neue kritische Ausgabe des Josephus zu Stande zu bringen.

Anno 1825 las ich zum ersten Mal über hebräische Archäologie nach dem Compendium von De Wette und wiederholte nachher dieses Collegium noch öfters. Später, nachdem mein auch in diesem Fache so competenter College Reuß die Archäologie in den Kreis seiner Unterrichtsgegenstände gezogen, habe ich darauf Verzicht geleistet.

Nicht allein über die systematischen und neutestamentlich-exe-

getischen Disciplinen, sondern auch über die praktische Theologie dehnte ich meine akademische Thätigkeit aus.

Schon 1822 fing ich an über Katechetik zu lesen. Das Collegium, welches ich früher bei Professor Fritz über diesen Gegenstand gehört, hatte so angenehme Erinnerungen in mir zurückgelassen und die Ueberzeugung von der Nützlichkeit einer solchen Anleitung für die Studirenden so tief in mir begründet, daß ich den Entschluß faßte, die Katechetik in meinen Vorlesungen zu behandeln. Zu wiederholten Malen habe ich dies Collegium gelesen und bei den Studirenden jederzeit für dasselbe Interesse gefunden. Ich gab zuerst eine Theorie der Katechetik, ließ sodann schriftliche Katechesen aufsetzen, und zuletzt die Studirenden mit einer gewissen Anzahl von Knaben aus der Thomasschule Katechisationen vornehmen. Die Themata wurden von mir aufgegeben, die anwesenden Studenten zur Kritik der Katechisation aufgefordert, zuletzt fügte ich die meinige bei. Ohne ein blinder Anbeter der sokratischen Methode zu sein, unterließ ich es doch nicht, die Studirenden auf den hohen Nutzen aufmerksam zu machen, den diese Methode, in gewissen Schranken gehalten, gewähren könne. Die Dinter'schen Katechesen, von denen ich zuweilen eine vorlas, leisteten mir in dieser Beziehung gute Dienste.

Ich habe es später sehr bedauert, daß meine Collegen, die mit den Vorlesungen über praktische Theologie beauftragt waren, die Katechetik beinahe gänzlich übergingen und besonders von praktischen Uebungen im Katechisiren nichts wissen wollten. Wenn ich bei meinen Inspectionsbesuchen so oft Gelegenheit hatte, zu bemerken, mit welchem Ungeschick viele Geistliche den Religionsunterricht ertheilten, so beklagte ich es immer aufs Neue, daß im Seminar und in der theologischen Fakultät die Katechesen gänzlich in Abgang gekommen waren. Hätten meine Kräfte es erlaubt, so würde ich noch in meinem hohen Alter ein Collegium über Katechetik angefangen haben.

Mit der Homiletik befaßte ich mich seit dem Jahre 1831, als Dr. Redslob, der bis dahin über dieselbe las, zu schwach geworden war, um seine akademische Thätigkeit fortzusetzen. Ich habe dieses Collegium jahrelang und bis zu dem Zeitpunkt gelesen, wo Professor Schmidt zu der Cathedra der praktischen Theologie

berufen wurde, d. h. bis 1843. Der Gang, den ich dabei befolgte, war folgender: Ich gab eine Theorie der Homiletik, ließ sodann die Studirenden Predigtpläne über gegebene Texte ausarbeiten und vollständige Predigten aufsetzen. Diese Pläne und Predigten wurden einer eingehenden Kritik unterworfen. Neben diesen Arbeiten hielt ich die Studirenden zu Uebungen im Predigtvortrage an, die in der Nikolaikirche in Gegenwart der Commilitonen stattfanden. Ich habe bei diesen Uebungen die betrübende Erfahrung gemacht, daß ein wahres Rednertalent außerordentlich selten angetroffen wird, und daß es sehr schwer ist, einen jungen Mann von einem Fehler im Vortrage, zu dem er geneigt ist, abzubringen.

Endlich habe ich auch, von 1864 an, alle zwei Jahre über Dogmengeschichte gelesen, doch nur bis zur Reformation, und habe dieses Collegium in französischer Sprache vollständig redigirt.

Außer den genannten Collegien habe ich noch folgende drei ausgearbeitet und gelesen:

1. Ein Collegium über den Protestantismus. Angesichts der unklaren Vorstellungen, welche selbst Theologen von dem Wesen des Protestantismus haben, schien es mir sehr nothwendig, die Studirenden über dasselbe aufzuklären und sie mit dem Verhältniß, in welchem der Protestantismus zu dem Staat, der Wissenschaft, der Kunst u. s. w. steht und den wichtigsten Erscheinungen, in welchen er hervorgetreten ist, bekannt zu machen. Ich arbeitete dies Collegium zuerst in französischer, später auch in deutscher Sprache aus, und trug mich lange mit dem Gedanken, es, nach nochmaliger Ueberarbeitung, dem Drucke zu übergeben. Ich bereue, solches nicht gethan zu haben. Die ersten Male, da ich diese Vorlesungen hielt, erweckten sie bei den Studirenden großes Interesse; später wurden sie weniger besucht, vielleicht weil sie nicht obligatorisch waren.

2. Kritische Darstellung des Katholicismus. Man hatte im Oberconsistorium den Wunsch ausgesprochen, daß im Seminar ein Collegium über Polemik gelesen werden möchte. Diesem Wunsche kam ich bereitwilligst entgegen. Doch war das von mir ausgearbeitete Collegium keine Polemik in dem alten Sinne des Wortes obgleich das kritische Element in demselben nicht fehlte. Es war vielmehr eine systematische Darstellung der distinktiven Lehren des Katholicismus, und eine kritische Vergleichung derselben mit den

unterscheidenden Lehren des Protestantismus. In der Einleitung besprach ich die symbolischen Schriften des Katholicismus und schloß mit einer Schilderung und Beurtheilung des katholischen Cultus. Ich glaubte, daß dieses Collegium, wegen seiner unbestreitbaren Wichtigkeit, von den Studirenden mit Freuden begrüßt werden würde, fand mich aber in meiner Hoffnung betrogen. Ich habe es daher nicht oft wiederholt.

3. Historisch-kritische Einleitung in die symbolischen Schriften der lutherischen Kirche. Auch durch dieses Collegium glaubte ich einem tiefen Bedürfniß entgegenzukommen. Wenn überhaupt jeder Theologe mit den Bekenntnißschriften seiner Kirche bekannt sein sollte, so ist dies ja heutzutage, wo die Frage über die Autorität dieser Schriften so bedeutsam geworden ist, noch viel nöthiger. Ich arbeitete daher dieses Collegium in französischer und in deutscher Sprache aus und verwandte vielen Fleiß auf dasselbe. Allein da es nicht zu den obligatorischen Collegien gehörte, und der Grundsatz, daß man es bei diesen letzteren könne bewenden lassen, bei den Studenten mehr und mehr herrschend wurde, fand es viel weniger Anklang, als ich erwartet hatte.

Während meiner akademischen Laufbahn habe ich auch zu zweien Malen einen theologischen Verein geleitet.

Der erste hatte einen wissenschaftlichen Charakter. In den Jahren zwischen 1830 und 1840 baten mich nämlich einige Studirende aus dem Innern, ihnen über mehrere Fragen, die sie sehr beschäftigten, Aufschluß zu geben. Ich willigte gern ein. Die Studirenden legten mir nun jedes Mal bei unserer Zusammenkunft schriftlich die Fragen vor, über welche sie meine Meinung zu vernehmen wünschten; in der nächsten Stunde brachte ich meine Antwort, und an diese schloß sich dann eine allgemeine Discussion an. Diese Besprechungen waren mir selbst von großem Nutzen, indem sie mir Veranlassung gaben, über eine Menge von Fragen nachzudenken. Auch den Studenten waren sie nützlich, und viele unter ihnen zeigten sich sehr dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher ich ihren Wünschen in dieser Beziehung entgegengekommen war.

Der andere Verein, den ich mehrere Jahre leitete, war ein Candidatenverein, in welchem praktische Arbeiten vorgelesen und discutirt wurden, aber auch theoretische Fragen nicht selten zur

Sprache kamen. Anfangs theilte ich die Leitung dieses Vereins mit den Inspectoren Boeckel und Edel. Unser Zweck war eigentlich, die Candidaten für das praktische Predigtamt auf Grund der von uns selbst gemachten Erfahrungen vorzubereiten. Allein mit dieser gemeinschaftlichen Leitung ging es nicht lange: die beiden Inspectoren zogen sich von derselben zurück und ließen mich allein an der Spitze des Vereins, der einige Jahre lang zusammenkam.

An diese Uebersicht meiner akademischen Thätigkeit anschließend, will ich hier in aller Kürze der Vorträge erwähnen, die ich eine lange Reihe von Jahren hindurch vor Damen gehalten habe.

Schon mein Schwiegervater, Dr. Redslob, hatte eine geraume Zeit hindurch Vorträge für Damen und zwar über die Religion gehalten. Er hatte sie später, bei abnehmenden Kräften, aufgeben müssen. Im Jahre 1837 drückten mir einige Freundinnen den Wunsch aus, ich möchte sie wieder aufnehmen. Es war die Zeit, wo der orthodoxe Pietismus in Straßburg eingedrungen war und in der Bevölkerung eine große Bewegung hervorgebracht hatte. Die Polemik, welche die geistlichen Adepten dieser Richtung auf die Kanzel brachten und nicht selten mit der größten Bitterkeit handhabten, hatte viele Personen in ihrem Glauben irre gemacht und in ihnen den Wunsch erzeugt, über die aufgeworfenen religiösen Streitfragen befriedigenden Aufschluß zu erhalten. Ich war darum auch gern bereit, dem mir ausgedrückten Wunsche nachzukommen, und kündigte für die Wintermonate eine Reihe von Vorträgen über die Religion für Damen an. Anfangs fanden sich nur einige Zuhörerinnen aus meiner näheren Bekanntschaft ein. Bald aber wuchs die Zahl derselben so an, daß mein sehr geräumiger Saal sie nicht mehr zu fassen vermochte. Ueber zwölf Jahre lang blieb der Zudrang derselbe; dann aber fing er an abzunehmen. Die ältesten meiner Zuhörerinnen traten eben nach und nach aus, und das jüngere Geschlecht zeigte weniger Interesse für die religiösen Fragen. Einige Damen, die eine durchaus französische Bildung empfangen, stießen sich auch an der deutschen Sprache, deren ich mich bisher bedient hatte. Ihnen zu lieb entschloß ich mich, französische Vorträge zu halten. Allein sie fanden nicht mehr denselben Anklang. Verschiedenes trug wohl dazu bei. Vor allem hatte die religiöse Bewegung und somit auch das Interesse für

religiöse Fragen abgenommen; und dann hat eben alles seine Zeit, und wenn es den Reiz der Neuheit verloren hat, blüht es ab wie die Blume und zerfällt. So schloß ich denn im Jahre 1855 meine Vorträge für Damen in der Ueberzeugung, daß ihre Zeit um sei.

Wirksamkeit als Prediger.

Als Studiosus der Theologie dachte ich nicht anders, als daß ich einmal Dorfprediger werden würde. Meine akademische Vorbereitung auf den Predigerberuf war übrigens nicht weit her. Blessig las über Homiletik, und zwar mit seiner gewöhnlichen Begeisterung und auf höchst originelle und anziehende Weise. Indessen ist mir von seinen theoretischen Vorlesungen doch, so zu sagen, nichts im Gedächtniß geblieben. Was unsere praktischen Arbeiten betrifft, so bestanden sie darin, daß wir einen Aufsatz über die Frage lieferten: „Ob die Beredsamkeit auf die Kanzel gehöre?" Dann sollte Jeder einen Predigtplan vorlegen und eine vollständige Predigt ausarbeiten. Da Dr. Blessig damals schon sehr schwerhörig war, konnte er uns über unsern Vortrag nicht viele Bemerkungen machen. Waren wir einmal so weit, so wurden wir eingeladen, uns mit irgend einem Geistlichen zu verständigen, um für ihn zu predigen. Ich wandte mich an den alten Pfarrer Zabern von St. Nikolai, der mir, nach einigem Bedenken, eine Nachmittagspredigt überließ — wie fern war ich damals, daran zu denken, daß ich auf der Kanzel von St. Nikolai so lange Jahre predigen würde! — Meine Studiengenossen, die diese erste Predigt angehört hatten, spendeten mir großes Lob, und ich selbst, ich gestehe es, war mit mir zufrieden.

Dies war die ganze Anleitung, die ich während meiner akademischen Jahre für meinen späteren Predigerberuf erhielt. Ich suchte zwar durch eigenes Studium der Dürftigkeit dieser Anleitungen nachzuhelfen. Doch brachten die Reden Ciceros mir in dieser Beziehung wenig Gewinn, weil ja dieselben sich auf einem ganz andern Gebiete bewegen. Dagegen las ich nicht ohne Frucht die Predigten Zollikofers und Reinhards. Die ersteren zogen mich

durch die in ihnen herrschende Ruhe, durch die Einfachheit der Disposition, durch das Lichtvolle der Ausführung, durch den ernsten, sittlichen Geist, der sie durchweht, und durch ihren schönen Periodenbau sehr an; ich verdanke ihnen viel. Aus Reinhard merkte ich mir besonders zweierlei: daß der Prediger überall von dem Texte ausgehen und daß er diesen so viel als möglich in seinen Predigten verarbeiten soll. Seine Epistelpredigten zogen besonders meine Aufmerksamkeit auf sich durch die seltene, freilich oft allzu große Kunst, mit der er seine ganze Disposition aus dem Texte zu schöpfen weiß. Auch später noch habe ich Reinhards Predigten viel gelesen und habe nicht wenig Belehrung aus ihnen geschöpft, ob ich mich gleich über den allzu künstlichen Bau vieler derselben, über die Armuth der aufgestellten Themata, über die Unklarheit der Ausführung und den Mangel allen Schwungs in denselben nicht täuschen konnte. Es haben Kritiker meine gedruckten Predigten mit den Reinhard'schen verglichen; allein ich habe jederzeit nach zweierlei gestrebt, das den Reinhard'schen Predigten fremd ist, nämlich eine einfache Disposition und eine freiere Ausführung der einzelnen Theile.

Am meisten wirkten auf mich während meiner Studienjahr, die Predigten Haffners. Ich versäumte selten eine derselben, vere suchte auch zuweilen sie wieder aus dem Gedächtniß zu reproduciren. Seine Festpredigten zogen mich weniger an: sie sind zu weitläufig. Doch ließ ich den in ihnen durchgängig herrschenden trefflichen Periodenbau nicht unbeachtet. In späteren Jahren studirte ich seine Predigten und Homilien mit vielem Fleiß und verdanke ihnen viel.

Sehr nützlich waren mir während meines Aufenthaltes in Köln die Bemerkungen, die mir Pastor Wilsing über meine Vorträge machte, wie auch die Predigtweise dieses ausgezeichneten Redners auf meine homiletische Ausbildung nicht ohne Einfluß blieb.

Meine Wirksamkeit als Prediger begann ich in Lohr. In dieser ausgedehnten, äußerst mühsamen Pfarrei hatte ich viel zu predigen. Ich that es mit Lust, denn meine Predigten fanden großen Anklang. Wo ich auftrat, war meine Kirche gedrängt voll. Man kam von den benachbarten Dörfern, mich zu hören. Vorzüglich rühmte man an meinen Predigten, daß sie leicht verständlich und

leicht zu behalten seien. Ich ließ es mir aber auch sauer werden. Ob ich mir gleich bewußt war, daß ich ohne Mühe extemporiren könnte, so erlaubte ich mir es doch nicht: beinahe alle meine Predigten und Reden habe ich sorgfältig concipirt und memorirt, und habe an denselben niemals eine Zeile geschrieben, ohne dasjenige, was ich sagen wollte, vorher aufs genaueste meditirt zu haben. Daher kam es wohl auch, daß meine Predigten zusammenhängend, klar und leicht verständlich waren, und daß sie sich in organischer Ordnung bewegten. Andererseits war das ängstliche Meditiren, Concipiren und Memoriren derselben vielleicht eine der Ursachen, warum es ihnen an höherem Schwung fehlte. Bei der Vorbereitung auf meine Reden dachte ich mir immer mit der größten Lebhaftigkeit die Zuhörerschaft, vor welcher ich sprechen sollte; ich versenkte mich in ihre Bedürfnisse und ihre Eigenthümlichkeit, daher wurden meine Reden so zu sagen Unterhaltungen mit derselben. Es ist schade, daß ich nicht Landprediger geworden bin: für einen solchen hatte ich wohl die nothwendigen Anlagen.

Nach mehrjähriger Unterbrechung begann meine Wirksamkeit als Prediger wieder 1822 in Straßburg. Meine ersten Vorträge hatten Anklang gefunden: nun nahm man mich zuerst für die Thomaskirche in Anspruch, wo ich alle 8 bis 9 Wochen predigen sollte. Allein bald bat mich Haffner, ihm die Hälfte seiner Predigten abzunehmen. Ich blieb sein Vikar bis zu seinem Ende, wo ich ihm als Pfarrer zu St. Nikolai nachfolgte, doch so, daß ich von vornherein auf die Seelsorge Verzicht leistete.

Das von Haffner in mich gesetzte Vertrauen wollte ich rechtfertigen und nicht unwerth erscheinen, einem so gefeierten Kanzelredner zur Seite zu stehen. Welch unsäglichen Fleiß habe ich doch auf meine Predigten verwandt! Mit welcher Sorgfalt habe ich jede derselben ausgearbeitet und memorirt! Anfangs begnügte ich mich nicht damit, sie nach reiflicher Meditation aufs Papier zu werfen; ich überarbeitete sie, ich schrieb sie zum zweiten Male. Wie leicht mir auch das Extemporiren fiel — ich übte es ja jeden Tag in meinen Collegien —, so habe ich doch stets meine Predigten, mit ganz wenigen Ausnahmen, geschrieben und memorirt. Durch diesen Fleiß glaube ich zweierlei erlangt zu haben, was auch die Kritiker meiner gedruckten Predigten anerkannt haben,

einen guten Styl und einen natürlichen, klaren Zusammenhang. Absonderliche Themata habe ich jederzeit vermieden; auf Effectmacherei bin ich nie ausgegangen; das Einmischen von Anekdoten war mir jederzeit zuwider. Ich glaube niemals weder im Gedanken noch in der Sprache ins Triviale verfallen zu sein. Ein Hauptzweck, den ich mir bei allen meinen Predigten vorsetzte, war, in denselben einen reichen Stoff von Gedanken zu verarbeiten, doch nicht mehr, als sich gehörig in denselben entwickeln ließ. Gerne bekenne ich es, daß es meinen Predigten meistens an Schwung gebrach; sie waren zu ruhig, vielleicht zu reflectirend. Das lag in meiner ganzen Eigenart. Die Macht der Phantasie geht mir ganz ab; zur Dichtkunst habe ich durchaus keine Anlage. Wer daher hohen Schwung oder mächtige Bewegung verlangte, den konnten meine Predigten nicht anziehen. Den Gefühlschristen waren sie zu kalt; nur denkenden Geistern konnten sie Interesse bieten, und daß sie von solchen gerne gehört und sie ihnen zu weiterem Nachdenken Anregung gegeben, ist mir oft bezeugt worden.

Lange Jahre predigte ich vor einem bedeutenden Auditorium. Erst mit dem Aufkommen des Pietismus in Straßburg erlitt dasselbe eine Veränderung. Ließ man sich's doch von dieser Seite sehr angelegen sein, mich als das Haupt des Rationalismus, als einen ungläubigen und höchst gefährlichen Theologen zu verschreien und die Leute gegen mich einzunehmen. Daß ein Theil meiner früheren Zuhörer sich dadurch von mir abwendig machen ließ, hat mir, ich verberge es nicht, sehr wehe gethan. Als dann in den sechziger Jahren eine lang anhaltende Heiserkeit eintrat, welche eine Abnahme meiner Stimme zur Folge hatte, entschloß ich mich, die Hälfte meiner Predigten Herrn Cand. Gerold, dessen Anlagen zur Kanzelberedsamkeit mir bekannt waren und der später mein Tochtermann und mein College an der Nikolaikirche wurde, zu übertragen. Im Jahre 1872 zog ich mich gänzlich von der Kanzel zurück.

Die Anzahl der Predigten, die ich in Straßburg gehalten, beläuft sich auf 1000—1200. Zwei Bände derselben sind in den Jahren 1838 und 1842 erschienen, und später die Predigten über das Vaterunser. Einige wurden in Zimmermanns „Sonntagsfeier", andere in den „Predigten von Freunden der Union" abgedruckt. Die meisten liegen in meinen Cartons nach Jahrgängen geordnet.

Wenn ich vor denselben stehe, so ergreift mich ein wehmüthiges Gefühl. Welche Kraft, welche Zeit habe ich doch auf diese Arbeit verwendet! Jede Predigt enthält in der Regel 12 Quartseiten; es sind also wenigstens 12,000 Quartseiten, die ich geschrieben, und deren jede ich, ehe ich sie niederschrieb, sorgfältig meditirt hatte. Was haben nun aber alle diese Predigten genützt? Welche Früchte sind daraus erwachsen? Sind nicht die meisten derselben in den Wind gesprochen worden? Gott allein weiß es, aber jenes wehmüthige Gefühl vermag ich nicht zu überwinden.

Wirksamkeit als Gymnasiarch.

Nach dem Tode des langjährigen, hochverdienten Gymnasiarchen Professor Fritz wurde Dr. Dahler an die Spitze unserer altehrwürdigen Schule gestellt. Hätte es zur glücklichen Verwaltung des Gymnasiarchats nur einer großen Gelehrsamkeit bedurft, so wäre Dahler gewiß der Mann dazu gewesen. Indessen war seine Gelehrsamkeit zu ausschließlich philologisch. Außerdem war er durchaus unpraktisch. Es war vorauszusehen, daß er in diesem Amte kein Glück haben würde. Bald offenbarte die in dem Gymnasium um sich greifende Unordnung seine Unfähigkeit, diese Anstalt zu leiten. Das Mißvergnügen wurde immer größer und brach endlich laut aus, als Dahler bei einer Preisvertheilung seine Uebersetzung der Proverbien in Masse an die Schüler verabreichen ließ.

Dahler sah selbst ein, daß es nicht gehe, und bot dem Seminarium seine Demission an. Nun wurde — 1825, wenn ich nicht irre — Matter an seine Stelle ernannt. Das war eine gute Wahl. Matter griff sein neues Amt mit Muth und Eifer an. Es waren am Gymnasium noch einige Lehrer, die der Anstalt keine Dienste mehr leisten konnten, wie Stoltz, Lichtenberger, Bronner: er schlug ihre Ersetzung vor. Bisher waren alle Lehrstunden in deutscher Sprache ertheilt worden: Matter verlangte, daß sie fortan in französischer Sprache gegeben würden. Durch die Einführung neuer Kräfte ins Gymnasium — namentlich von Kreiß, der an die VIIIa berufen wurde —, durch die Erhebung des Französischen zur Unterrichtssprache, hat Matter dem Gymnasium große Dienste geleistet.

Ueberhaupt bleibt ihm das Verdienst, den alten Schlendrian in dieser Schule entschieden durchbrochen und einen neuen Geist in sie eingeführt zu haben. Von seiner Zeit datirt der Aufschwung des Gymnasiums. Aber Matter hatte das Unrecht, zu viel administriren zu wollen, und das noch größere, seine Vorliebe für einige Lehrer auf eine den andern empfindliche Weise hervortreten zu lassen. So kam es dahin, daß der böse Geist der Mißhelligkeit in das Lehrpersonal eindrang. Ich glaube nicht, daß Matter, trotz seiner großen und anerkannten Verdienste, das Gymnasiarchat lange hätte verwalten können. Uebrigens trat bald ein Umstand ein, der seiner Wirksamkeit auf diesem Gebiete ein Ziel setzte: er wurde zum Inspecteur de l'Académie ernannt. Er selbst glaubte zwar die beiden Stellen miteinander vereinigen zu können; aber das Seminar war anderer Meinung: es erblickte hier eine Incompatibilität, und Matter mußte seine Demission einreichen.

Nun fragte sich's, wer ihm nachfolgen sollte? Von den älteren Professoren wollte sich keiner mit dieser schwierigen und arbeitsvollen Stelle befassen. Auch ich hatte nicht die mindeste Lust dazu. Willm meldete sich — Willm, der auf meinen Vorschlag unterdessen von Lyon berufen und mit dem französischen Unterricht in den oberen Klassen beauftragt, auch bereits mit Jung zum professor extraordinarius am Seminar ernannt worden war. Die Candidatur Willms fand Anklang; aber Herr von Türckheim, der Vater, der damals Präsident des Directoriums war und gegen Willm eine ungerechte Antipathie hegte, widersetzte sich entschieden seiner Ernennung und ließ mir keine Ruhe, bis ich das Gymnasiarchat annahm. Ich that es höchst ungern, denn ich zweifelte sehr, daß ich demselben gewachsen sein würde; auch schmerzte es mich, Willm, dessen hohe Gaben ich kannte und schätzte, hier in den Weg treten zu sollen. Indessen meine Ernennung wurde ausgesprochen — es war im Jahre 1828 — und von dem Directorium bestätigt.

Von dem Lehrpersonale des Gymnasiums wurde sie sehr ungünstig aufgenommen. Die Herren bemerkten, und nicht mit Unrecht, daß mir, da ich nicht selbst Schüler des Gymnasiums gewesen, diese Anstalt, ihrem eigenthümlichen Charakter nach, doch gar zu fremd sei; auch hätte ich noch keine Proben von administrativem Talente

abgelegt, und es sei daher sehr fraglich, ob ich die Gymnasialgeschäfte mit dem erforderlichen Geschick und Takt würde besorgen können. Selbst unter den Geistlichen der Stadt erweckte meine Ernennung eine gewisse Unzufriedenheit. Man wird es daher begreiflich finden, daß ich nicht ohne große Besorgniß in dieses Amt eintrat.

Diese Besorgniß war um so größer, als gerade damals das Gymnasium sich in einer etwas kritischen Lage befand. Martignac, der Minister des Innern, war fest entschlossen, gegen die sich vervielfältigenden und dem Einfluß, ja sogar der Aufsicht des Staates gänzlich sich entziehenden «Petits Séminaires» ernstliche Maßregeln zu ergreifen. In die Kategorie dieser geistlichen Anstalten wurde auch das Gymnasium als «Ecole secondaire ecclésiastique» gerechnet. Um nun diesen Maßregeln zu entgehen, schlug der berühmte Georges Cuvier, der damals an der Spitze der protestantischen wissenschaftlichen Anstalten stand, vor, dem Gymnasium einen vermittelnden Charakter zu geben. Es wurde demnach als Collége mixte erklärt, der Inspection der Universität unterworfen und zugleich ihm die Verpflichtung auferlegt, die «rétribution universitaire» zu bezahlen. Doch sollte diese nur von den lateinischen Klassen erhoben werden, und es sollten diejenigen Schüler davon eximirt werden, die sich dem geistlichen Berufe bestimmten. Nun entstand aber die Frage: wie kann man wissen, welche Schüler Theologie studiren werden? Die meisten Eltern antworteten auf meine Anfrage: sie wüßten noch nicht, welchem Berufe ihre Söhne sich einst widmen würden; andere waren sogar grob. In dieser Verlegenheit machte ich dem Rector — damals Herr Ordinaire — den Vorschlag, die zu eximirenden Schüler nach der Durchschnittszahl der jedes Jahr aus dem Gymnasium zu der Theologie übergehenden jungen Leute zu berechnen, und für alle übrigen zu bezahlen. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Um nun das nothwendige Geld zu bekommen, ließ ich das Schulgeld, welches damals nur 40 Francs betrug, auf 50 erhöhen. Da die hierdurch gewonnene Mehreinnahme die nothwendige Summe übertraf, verwandte ich den Ueberschuß zur Erhöhung der in jener Zeit noch ungemein geringen Besoldung der Lehrer. Hierdurch gewann ich das Vertrauen dieser letzteren und kam zugleich mit der Akademie ins Reine. Es gab zwar noch manche Schwierig-

keiten mit den Agenten des Fiscus, die aber nach und nach ausgeglichen wurden.

So hatte ich denn mein Amt als Gymnasiarch unter bedeutenden Schwierigkeiten, aber doch auch wieder unter guten Auspicien angetreten. Immer tiefer arbeitete ich mich in dasselbe hinein, und sämmtliche Lehrer standen mir mit Rath und That kräftig zur Seite. Das Gymnasium gedieh, das Zutrauen des Publicums wandte sich ihm mehr und mehr zu, die Concurrenz des Collége royal hatten wir nicht mehr zu fürchten. Ich hatte die Freude zu sehen, wie die Anstalt sich jedes Jahr schöner entwickelte und blühender wurde.

Bei seiner Verwaltung gingen meine Bemühungen besonders darauf hin: 1. die Lehrer immer enger an das Gymnasium anzuschließen, also daß jeder in demselben gleichsam seine Familie erblickte; 2. den Geist der Eintracht unter den Lehrern zu erhalten; 3. mir das Zutrauen und die Liebe derselben in immer höherem Grade zu erwerben; 4. mich hierdurch ihrer kräftigen Beihilfe zu versichern, und unter ihrer Mitwirkung das Gymnasium immer mehr auf die Höhe zu bringen, auf der es allen billigen Erwartungen entspräche.

Zu diesem Ende hielt ich es für nothwendig, auf alle Dominationsgelüste durchaus Verzicht zu leisten und die Geschäfte des Gymnasiums im Geiste eines vernünftigen Republicanismus zu verwalten. Ich wollte unter den Lehrern nichts anderes sein, als primus inter pares. Hatte ich eine mir ersprießlich scheinende Veränderung oder Einrichtung im Auge, so besprach ich die Sache zuerst im Vertrauen mit diesem oder jenem der Lehrer, der mir in dem speciellen Falle besonders competent schien; dann wurde sie dem gesammten Lehrercollegium vorgetragen und von demselben discutirt. Hatte sie die Billigung desselben erhalten, so brachte ich sie dann vor das Seminar. Ueberhaupt unternahm ich nichts, ohne mich zuvor mit dem Plenum der Lehrer darüber verständigt zu haben. Hierdurch gewann ich den Vortheil, daß ich mich in beständigem Einverständniß mit ihnen erhielt, und daß bei der Ausführung der Maßregeln jeder Einzelne, weil er mitberathen und zugestimmt hatte, sich auch für persönlich verpflichtet erachtete.

So wurde es mir leicht, nach und nach viele Verbesserungen ein-

zuführen und das Gymnasium nach oben und nach unten zu erweitern. Die Gründung einer «Division pratique ou industrielle», die Eröffnung einer 9. Classe, die Trennung der Prima in zwei Classen, «Rhétorique» und «Philosophie», wurden auf meinen Vorschlag unternommen und durchgeführt. Um den Repetitionsstunden, welche viele Eltern ihren Söhnen durch Studirende geben ließen, und welche meistens ihrem Zwecke nicht entsprachen, ein Ende zu machen, gründete ich die «Salles d'étude», die sich als außerordentlich nützlich erwiesen.

Unter meinem Directorate gewann der Unterricht in der französischen Sprache und Literatur, den zuerst Willm und nach ihm Berneaud und Roissac ertheilten, einen früher unbekannten Schwung; ebenso war es mit dem classischen Unterrichte von Lachenmeyer, Kreiß und Redslob. Der geschichtliche Unterricht wurde, nach Lampes Tode, von Engelhardt nicht ohne Erfolg ertheilt, und der mathematische, der zuerst in Himlys Händen war, durch seinen Nachfolger, Wüst, auf eine höhere Stufe gebracht. Münch, den ich herbeigezogen, docirte Physik auf eine für die Schüler höchst interessante Weise. Für die mittleren und unteren Classen hatte ich an Schweighäuser, Bögner und Kampmann treffliche und unermüdliche Lehrer. Das Herz schlägt mir, wenn ich an dieses mit so viel Vertrauen und Liebe mir zur Seite stehende Lehrpersonal denke. Niemals, während der 21 Jahre meines Gymnasiarchats, wurde mein Verhältniß zu demselben getrübt. So oft ich nöthig fand, daß einer oder der andere dieser trefflichen Männer wöchentlich eine oder zwei Stunden mehr geben sollte, fand ich dieselben hierzu bereit. Um ihnen zu beweisen, daß ich, obgleich Director, doch ein Lehrer unter den Lehrern sein wolle, übernahm ich freiwillig den Religionsunterricht in den oberen Classen und habe denselben auch vierzehn Jahre lang ertheilt.

Diese trefflichen Männer waren mit mir in mehreren pädagogischen Grundsätzen einverstanden, die ich, unter ihrer Mitwirkung, während meines Directorats im Gymnasium realisirte. Der erste war der, daß der Unterricht in den todten Sprachen nicht in den untersten Classen, sondern erst später begonnen werden sollte. Es hatte mir immer unzweckmäßig geschienen, den kindlichen Geist mit lateinischen und griechischen Paradigmen zu quälen; doppelt un-

zweckmäßig aber fand ich diesen frühen Beginn des Unterrichts in den alten Sprachen in dem Straßburger Gymnasium, wo die Kinder vor allem das Französische neben dem Deutschen zu lernen hatten. Wir verlegten daher den Anfang des Lateinischen in die V^a, und den des Griechischen in die IV^a. Das war eine kühne Neuerung, die sich aber durch die Erfahrung rechtfertigte. Die Schüler lernten diese Sprachen ohne Widerwillen und kamen, weil sie durch den Unterricht im Französischen schon vorbereitet waren, schnell voran. Da von den genannten Classen an dieser Unterricht mit Energie betrieben wurde, so gelang es uns, die Schüler der oberen Classen in der Kenntniß des Lateinischen und Griechischen ebensoweit voranzubringen, als sie früher, wo sie schon in den untersten Classen mit dem Erlernen dieser Sprachen belästigt wurden, gekommen waren. Später mußte doch dieser Unterricht wieder um eine Classe herabgesetzt werden, weil die von uns eingeführte Methode den Schülern nicht erlaubte, sich mit all den Schriftstellern vertraut zu machen, über welche im Baccalaureatsexamen geprüft wurde.

Ein zweiter Grundsatz, den ich ebenfalls im Gymnasium mit Erfolg realisirte, war der, daß in den oberen Classen die Lehrstunden nicht vermehrt werden sollten. Ich war der Ansicht, daß es in einer Schule, wie das Gymnasium, weniger darauf ankäme, den Schülern eine große Masse materiellen Wissens beizubringen, als darauf, ihre intellectuellen Kräfte zu wecken und zu entfalten und die Liebe der Wissenschaft bei ihnen hervorzurufen. Ich folgerte daraus, daß, in je höhere Classen die Schüler aufsteigen, sie auch mehr angehalten werden sollen, aus eigener Kraft zu arbeiten. Die Lehrstunden sollen besonders dazu dienen, die gethane Arbeit zu controliren, die vorkommenden Fehler zu corrigiren, zum Bessermachen anzuleiten und anzuregen. Auch hier rechtfertigte der Erfolg meinen Grundsatz. Wußten unsere Schüler beim Austritt aus dem Gymnasium vielleicht auch weniger, als diejenigen anderer ähnlicher Anstalten, so hatten sie doch zu arbeiten gelernt, hatten ihre Kräfte entwickelt, und sie verließen die Schule mit Liebe zur Wissenschaft und mit dem inneren Bedürfniß, ihr Wissen zu erweitern und an Erkenntniß zu wachsen.

Mein dritter Grundsatz lautete: Abschaffung der üblichen Preisvertheilungen. Sie waren von alten Zeiten her im Gymna-

sium Gebrauch gewesen; vor Matters Directorat fanden sie sogar zweimal des Jahres statt, an Ostern und im Herbst. Nach und nach war es Mode geworden, sie mit all dem Gepränge zu halten, das in den französischen Anstalten üblich war. Mir waren diese Preisvertheilungen immer zuwider und zwar aus einem doppelten Grunde: einmal, weil doch eigentlich nicht die würdigsten Schüler belohnt wurden, sondern die begabtesten, folglich die glücklichsten; und zweitens, weil diese Preisvertheilungen den Ehrgeiz der Schüler anstachelten und das Bewußtsein der Pflicht nicht bei ihnen aufkommen ließen. Ich schlug daher den Lehrern vor, die Preisvertheilung wenigstens in dem oberen Gymnasium, d. h. von der IV^{a} an, abzuschaffen. Sie waren darin mit mir einverstanden. Allein wir wollten uns auch der Zustimmung der Schüler versichern. Wir versammelten daher — es war im Jahre 1840 — die Schüler des oberen Gymnasiums und sagten ihnen, wir hätten von ihnen eine so gute Meinung, daß wir überzeugt wären, sie brauchten die Aussicht auf einen Preis nicht, um ihre Schuldigkeit zu thun. Wir glaubten daher, ihnen einen Beweis unserer Achtung zu geben, indem wir die Frage an sie richteten: ob sie auf diese Preise Verzicht leisten, uns aber zugleich das Versprechen geben wollten, aus bloßem Pflichtgefühl mit anhaltendem Fleiß nach Erweiterung ihres Wissens zu ringen? Mit freudiger Begeisterung gaben sie uns die verlangte doppelte Zusage. Somit wurde beschlossen, bei der bevorstehenden Promotionsfeier die Vertheilung von Preisen an die Schüler des oberen Gymnasiums fallen zu lassen. Am Tage dieser Feier erklärte ich mich über die eingeführte Neuerung in einer ausführlichen Rede. Diese wurde aber von Vielen mit entschiedenem Mißfallen aufgenommen, namentlich von dem damaligen Präfecten, Herrn Sers, der von jener Zeit an keiner unserer Promotionsfeierlichkeiten mehr beiwohnte. Nach meinem Directorate wurde die Preisvertheilung doch wieder eingeführt!

Jedes Jahr erschienen im Laufe des Sommers die Inspecteurs généraux de l'Université, um das Gymnasium zu inspiciren. Unter ihnen waren mehrere hochstehende treffliche Männer, von welchen einige sich mit mir befreundeten, wie Frédéric Cuvier, Dutrey, Dubois de Nantes, Burnouf, Ozaneaux u. s. w. Nur mit einigen bekam ich Verdrießlichkeiten, z. B. mit den Herren

Gaillard und Cournot, die zusammen das Gymnasium inspicirten, und dann mit Nisard. Dieser letztere war höchlich darüber aufgebracht, daß einer der Lehrer die Schüler seiner Classe in Alsaciens und Français eingetheilt hatte. Er meinte daraus schließen zu dürfen, daß wir keine französischen Sympathien hätten.

Zeiten schwerer Prüfung für das Gymnasium waren die Jahre 1830 und 1848. Weckte gleich die Julirevolution in ganz Frankreich eine große Begeisterung, so erzeugte sie doch bei vielen Familien in Hinsicht der Zukunft schwere Besorgnisse. Nicht wenige Väter zogen daher ihre Söhne aus dem Gymnasium zurück. Die Schülerzahl sank damals auf 300 herab. Indessen hatte ich die Genugthuung, daß unsere Unterrichtsstunden nicht einen Tag unterbrochen wurden. Freilich mußten unsere jungen Lehrer in die Nationalgarde eintreten, und auch unsere Schüler wurden militärisch einexercirt und figurirten mit großen Ehren bei den damaligen Nationalfesten.

Viel größer noch war die Commotion, welche die Februarrevolution in Frankreich hervorbrachte; aber sie hatte etwas Niederschlagendes, Beängstigendes. Ueberall brachen damals Freiheitsgelüste hervor, die bis zum Extrem gingen und, wenn sie nicht zeitig wären in Schach gehalten worden, die unglücklichsten Folgen nach sich gezogen hätten. Im Lyceum von Straßburg war die Aufregung der Schüler so groß, daß die Classen längere Zeit mußten geschlossen bleiben. Auch unter unseren Schülern herrschte eine große Aufregung, aber die Disciplin in unserer Anstalt war so solid, da dieß Unterrichtsstunden ununterbrochen fortgesetzt werden konnten. Auch damals erlitt die Zahl der Schüler einen starken Ausfall, der sich doch bald wieder deckte.

Schon vor der Februarrevolution hatte das Gymnasium schwierige Zeiten durchzumachen gehabt. Gerade die Blüthe, zu der es nach und nach gelangt war, hatte ihm in der katholischen Bevölkerung Gegner erweckt. Auch das Lehrpersonal des Lyceums wurde über unsere Anstalt eifersüchtig. So bildete sich in den dreißiger Jahren eine Art Coalition, die den Fortschritten des Gymnasiums Einhalt zu thun und es von der erreichten Höhe zu stürzen suchte. Man brachte es bei dem Minister des öffentlichen Unterrichts dahin, daß er unserer Schule die Befugniß, Certificate für das Baccalaureatsexamen auszustellen, entzog. Das war ein

harter Schlag. Hätte das Gymnasium diese Befugniß wirklich eingebüßt, so würden die Schüler der oberen Classen es nothgedrungen verlassen haben, um ihre Studien im Lyceum fortzusetzen. Da alle unsere Reclamationen erfolglos blieben, so entschloß ich mich, selbst nach Paris zu gehen, um unsere Rechte persönlich zu vertheidigen. Villemain, der damals Minister des öffentlichen Unterrichts war, empfing mich sehr wohlwollend und versprach mir, dem Gymnasium die ihm entzogene Befugniß zurückzugeben, was auch geschah. So wurde das Gymnasium auch von dieser bedrohlichen Gefahr errettet.

Der Lichtpunkt in meiner Gymnasialverwaltung war die Jubelfeier von 1838. Welch eine großartige, herrliche Feier! Meine ganze Seele wird bewegt, wenn ich daran zurückdenke. Welch eine Begeisterung bei den Schülern, welch eine lebendige Theilnahme bei der ganzen protestantischen Bevölkerung Straßburgs und des Elsaß! Welche Zuvorkommenheit bei dem Präfecten, Herrn Sers, dem Maire, Herrn Schützenberger, und dem Rector, Herrn Cottard! Alles war damals ein Herz und eine Seele. Ach! wie viel anders ist es seither geworden! Ich spreche hier nicht weiter von dieser Feier; eine gedruckte Relation derselben liegt ja vor. Allein ich kann nicht umhin zu bemerken, daß diese Feier und das Gutenbergfest, zu dem ich den Anstoß gegeben, die leuchtendsten Punkte in meinem ganzen Leben sind.

Bis zum Jahre 1849 hatte ich als Gymnasiarch fungirt. Den Sturm von 1848 hatte ich auch ausgehalten. Da wurde ich, wider meinen Willen, in die kirchliche Administration hineingezogen, wurde Mitglied der Directorialcommission und kirchlicher Inspector an Boeckels Stelle und so war es mir nicht möglich, die Leitung des Gymnasiums länger fortzusetzen. Ich trat ab, und überließ meinem Nachfolger, dem trefflichen Professor Schmidt, das Gymnasium in blühendem Zustande und mit vollkommenem Vertrauen.

Wirksamkeit in der akademischen Administration.

Seit meiner Ernennung zum Professor am protestantischen Seminarium im Jahre 1821 habe ich in dieser Körperschaft, und zwar zum Theil mehrmals, die verschiedenen Aemter versehen,

welche sie ihren Gliedern auferlegte. Secretär war ich lange Jahre, Vicedirector zu öfteren Malen, auch Studiendirector während einiger Zeit. Selbst Archivarius bin ich gewesen, habe mich aber, ich gestehe es aufrichtig, in dieser Stellung nicht sehr verdient gemacht. Ich fand das Archiv zu St. Thomä in der entsetzlichsten Unordnung, und verließ es in demselben Zustande. Später erst brachte mein College Schmidt Ordnung in die vorhandenen Documente, und ihm verdanken wir den guten Stand, in welchem das Archiv sich heute befindet.

Auch die Stelle eines Ephorus des Studienstiftes von St. Wilhelm habe ich während fünf Jahren bekleidet. Alle meine Anstrengungen gingen in dieser Zeit dahin, Ordnung im Stifte zu schaffen und die in ihm herrschende Unsauberkeit abzustellen. Es war vergeblich, und ich schloß meine amtliche Wirksamkeit damit, daß ich im Seminar auf eine genaue und strenge Untersuchung der Sachlage antrug. Die Folge davon war, daß Herr Bronner zum Director der Anstalt ernannt wurde. Diese Wahl war gut. Wer den früheren Zustand des Studienstiftes gekannt hat, wird gestehen müssen, daß Herr Bronner in demselben eine sehr nützliche Thätigkeit entwickelt hat.

Decan der theologischen Fakultät wurde ich den 9. December 1834, nach dem Tode meines Schwiegervaters, Dr. Redslob, und bin es bis zur Gründung der neuen Universität im Jahre 1872 geblieben, wo dann mein College Reuß an meine Stelle trat. Von Anfang an war es und blieb mir auch später Gewissenssache, die Decanatsgeschäfte mit der größten Pünktlichkeit zu besorgen. Das gute Vernehmen, in welchem ich zu den verschiedenen Rectoren der Akademie stand, erleichterte mir die Sache. Auch in dieser Stellung hielt ich den Grundsatz inne, nichts Wichtiges zu thun, ohne zuvor meine Collegen befragt zu haben. Die Verhandlungen in den Fakultätssitzungen verliefen fast immer auf friedliche Weise, und wenn ich auf die 38 Jahre zurückblicke, während welcher ich das Decanat bekleidete, so weiß ich mich auch nicht einer Sitzung zu erinnern, in welcher die Berathung einen bitteren Charakter angenommen hätte. Mein Verhältniß zu sämmtlichen Collegen blieb stets ein ungetrübtes, und ich kann ihnen allen nur danken für die Achtung und das Wohlwollen, mit welchen sie mir ent-

gegengekommen sind, und für den Eifer, mit dem sie mich unterstützt haben. Auch mit den Studenten stand ich im besten Verkehr. Ich war streng gegen sie, aber gerecht: das fühlten sie und nahmen mir darum meine Strenge nicht übel. Dabei waren sie überzeugt, daß ich nur ihr Bestes wollte, und schlossen sich darum mit kindlicher Pietät an mich an. Selbst unter denjenigen, welche der pietistischen oder streng lutherischen Richtung angehörten, gab es einige, die mir Beweise ihrer Achtung und ihres Vertrauens entgegenbrachten.

Unter den Obliegenheiten des Decanats war eine jedes Jahr wiederkehrende, die mir im höchsten Grade unangenehm war und mir sehr große Verdrießlichkeiten zuzog, nämlich die Mitwirkung bei der Rentrée solennelle des Facultés. Jedes Jahr am 15. November, bei der Wiedereröffnung der Vorlesungen, fand eine Feierlichkeit statt, zu der nicht nur sämmtliche Professoren und Studenten, sondern auch alle höheren Beamten eingeladen wurden. Es war nun Sitte, daß bei dieser Feierlichkeit der Rector in einer Eröffnungsrede die wesentlichsten Vorkommnisse des Jahres zusammenfaßte, und dann jeder Decan über seine Fakultät und deren Arbeiten Bericht erstattete. An und für sich war nun diese Verpflichtung für die Decane nicht sehr angenehm. Für mich war sie geradezu widerwärtig, besonders aus dem Grunde, weil ich wußte, daß unter den Anwesenden sich einige fanatische Katholiken befanden, die auf jedes meiner Worte mit der Absicht lauschten, etwas herauszufinden, das mir zum Vorwurf gemacht werden könnte. Leute dieses Gelichters, vorzüglich der ehemalige Notar und spätere Buchdrucker Huber, waren es, die im Jahre 1853 von meinem Berichte Anlaß nahmen, mich mit der größten Bitterkeit anzuklagen. Ich hatte in diesem Berichte von der Stellung der Theologie im Ganzen der Wissenschaft gesprochen, sodann die gewöhnlichen Notizen über den Gang der Fakultät gegeben, und zuletzt die Thesen namhaft gemacht, die sich durch ihren wissenschaftlichen Werth auszeichneten. Unter diesen war auch diejenige eines Studenten Lièvre aus dem westlichen Frankreich, eine verdienstvolle Arbeit: «Sur le rôle que le clergé catholique de France a joué dans la révocation de l'Edit de Nantes.» Ich schloß mit dem Wunsche daß Gott auch in dem nächsten Schuljahre die Arbeiten unserer

Fakultät segnen, uns in der Bildung tüchtiger Geistlichen beistehen und in den Stand setzen möge, zu dem Gedeihen der protestantischen Kirche Frankreichs beizutragen. Ich glaubte meine Sache recht gut gemacht zu haben. Wie erstaunte ich nun, als ich am Abend jenes Tages erfuhr, die Katholiken seien über meine Aeußerungen höchlichst erbittert und würden mich öffentlich verklagen. Dies geschah in der That. Am folgenden Tage erschien in dem von Herrn Huber herausgegebenen Blatte, l'Alsacien, ein virulenter Artikel, in welchem behauptet wurde, ich hätte die katholische Kirche insultirt. Als Antwort darauf begnügte ich mich, in dem Courrier du Bas-Rhin meine ganze Rede abdrucken zu lassen, indem ich mich zugleich darauf berief, daß sie vor der Feierlichkeit von dem Rector gelesen und gutgeheißen worden sei. Den anderen Tag erschien in der Huber'schen Zeitung ein zweiter Artikel, der noch viel wüthender war, als der erste. Herr Huber schleuderte in demselben die gröbsten Injurien gegen mich und war schamlos genug, zu behaupten, ich hätte viel Anderes gesagt, was ich in meiner gedruckten Rede unterdrückt hätte. Nun traten auch Pariser Blätter, namentlich der Univers, gegen mich auf, und brachten die Sache an die große Glocke. Der Minister wandte sich an den Rector, und so wurde ich veranlaßt, ein sehr ernstes Schreiben an jenen zu richten. Viele Personen äußerten mir ihren Unwillen über das gehässige Gebahren der Katholiken und namentlich des verächtlichen Huber. Besonders tröstlich war es mir, daß eine Deputation von Geistlichen aus der Stadt mir ihre Entrüstung über die mir widerfahrene Beleidigung aussprach.

Es war eine bittere Erfahrung, die ich machte, und die mir nur allzu deutlich bewies, wessen ich mich von dem katholischen Publicum zu versehen hätte. Ich erklärte darum dem Rector, daß ich bei der Rentrée solennelle kein Wort mehr sprechen würde, um mich ähnlichen Insulten nicht wieder auszusetzen. Diese Erklärung wurde dem Minister übermittelt, und von ihm die Verfügung getroffen, daß die Berichte der Decane in dem Conseil académique vorgelesen und von dem Rector in seiner Rede verarbeitet, jedoch in dem Generalberichte über die Rentrée solennelle abgedruckt werden sollten.

Mitglied des Conseil académique war ich im Jahr 1828 ge-

worden und blieb es bis zur Auflösung der Akademie, 1870. Ich habe diese Körperschaft zu wiederholten Malen sich erneuern und ihre Organisation sich gänzlich verändern gesehen. Eine bedeutende Wirksamkeit habe ich als Mitglied derselben niemals entfaltet. Nie bin ich ohne einen gewissen Widerwillen in eine Sitzung dieser Behörde gegangen, und nie habe ich eine ihrer Sitzungen ohne ein unangenehmes Gefühl verlassen. Die Ursache hiervon lag vorerst darin, daß die Attributionen des Conseil académique so gering waren, daß es mir als ein unnöthiges Räderwerk vorkam; sodann aber auch darin, daß mir die vielen und schweren Mißbräuche des französischen Universitätswesens hier erst recht entgegentraten. Aus den Erfahrungen, die ich hier machte, gewann ich die Ueberzeugung, daß es nur ein Mittel gebe, den höheren Unterricht in Frankreich aus seinem Verfalle zu retten, nämlich die völlige Aufhebung der ganzen kaiserlichen Universität und ihre gründliche Reorganisation. Wer aber dürfte es wagen, ein solches Mittel anzurathen, und wer, es anzuwenden?

Meine Theilnahme an dem Conseil académique hat mich mit allen Rectoren, die seit 1828 aufeinander gefolgt sind, in nähere Verbindung gebracht. Ich stand mit allen gut, außer mit Ordinaire, mit dem ich wegen des Gymnasiums Händel bekam, am besten mit Michel, Laurent und Rinn.

Wirksamkeit in der kirchlichen Administration.

Bis 1848 blieb ich der kirchlichen Administration fast ganz fremd; nicht als ob die kirchlichen Verhältnisse mir nicht ein lebhaftes Interesse eingeflößt hätten, allein ich hatte durch meine Stellung keinen direkten Einfluß auf dieselben. Meine Mitwirkung bei der kirchlichen Administration beschränkte sich darauf, daß ich seit 1831, d. h. seit dem Tode Haffners, dem Consistorium St. Thomä und St. Nikolai als Präsident vorstand. Als dann, in Folge des Gesetzes von 1852, das Consistorium in zwei getheilt wurde, blieb ich an der Spitze desjenigen von St. Nikolai, das ich seitdem sich mehrmals habe erneuern gesehen. Allein dieser Personenwechsel hatte auf meine Stellung in demselben keinen Einfluß. Sie blieb

jederzeit eine leichte und angenehme, wie es ja in einer von so einsichtsvollen und freundlich gesinnten Männern bestehenden Körperschaft nicht anders möglich war.

Erst mit dem sturmbewegten Jahre 1848 wurde ich, obgleich gegen meinen Willen, in die kirchliche Administration hineingezogen, und bin von da an nicht mehr aus derselben herausgetreten. Diese Aemter haben meine Zeit außerordentlich in Anspruch genommen und meine schriftstellerische Thätigkeit sehr gehindert. Freude haben sie mir wenig gebracht, desto mehr Verdruß und Kummer bereitet. Ehe ich diese kirchlichen Aemter überkam, hatte ich keinen Feind, durch sie bin ich zu Feinden gekommen. Habe ich wenigstens durch meine administrative Thätigkeit der Kirche wahren Nutzen gebracht? Fast möchte ich es bezweifeln. Vielleicht habe ich hie und da einen Schaden abgewendet, allein positiven Nutzen habe ich in diesen Aemtern wenig gestiftet. Vorzüglich ist die Stellung, welche das Decret von 1852 den kirchlichen Inspectoren gemacht hat, derart daß sie in derselben meistens leeres Stroh dreschen. Doch ich will nicht undankbar sein. Die meisten Geistlichen meiner Inspection haben mir jederzeit viel Vertrauen und Liebe erwiesen und sich gegen mich zu einer Dankbarkeit verpflichtet geglaubt, die sie mir durchaus nicht schuldig waren, weil ich wenig oder nichts für sie thun konnte. Sie nahmen aber den guten Willen für die That.

Doch ich muß hier zuerst meines Wirkens als Mitglied der Directorialcommission Erwähnung thun. Schon lange vor 1848 herrschte in der lutherischen Kirche ein großer Unmuth gegen das Directorium. Der Grund hievon lag nicht allein in den mancherlei Mißgriffen, welche diese Behörde sich hatte zu Schulden kommen lassen. Es giebt ja in der ganzen Welt keine Behörde, die nicht Fehler beginge! Auch muß eingestanden werden, daß die damaligen Directoriumspräsidenten, Herr von Türckheim, Vater, zuerst, und später Herr Fritz von Türckheim, edle, einsichtsvolle und wohlwollende Männer waren. Die Unzufriedenheit mit dem Directorium lag vielmehr großentheils in den inneren Gebrechen der Institution und in der ganzen kirchlichen Verfassung. Die höchste Repräsentation der Kirche sollte das Generalconsistorium sein; dieses bestand aber nur aus neun Personen, unter welchen ein einziger Geistlicher war. Außerdem waren alle Mitglieder dieser Körperschaft inamovibel,

und mehrere unter ihnen hatten bereits ein hohes Alter erreicht Das Schlimmste war aber, daß dieses Generalconsistorium sich nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Regierung versammeln durfte, und diese letztere, aus lächerlichem Argwohn, solchen Versammlungen alle möglichen Hindernisse in den Weg legte. Nur in langen Zwischenräumen trat daher das Generalconsistorium zusammen; es kam sogar vor, daß es zu einer Session berufen wurde, und beinahe niemand kam, so daß die Session nicht stattfinden konnte.

Was die durch das Gesetz vom 18. Germinal eingesetzten Inspectionsversammlungen betrifft, so hatten dieselben keine andere Befugniß, als die kirchlichen Inspectoren zu wählen. So ruhte denn die ganze kirchliche Gewalt in den fünf Gliedern des Directoriums. Beging diese Behörde einen Mißgriff, so war es nich möglich, dagegen zu remonstriren. Hierzu kam nun, daß Herr Fritz von Türckheim längere Zeit zugleich Maire von Straßburg war, eine Würde, die alle seine Zeit in Anspruch nahm. Die Directorialgeschäfte überließ er daher ganz seinen Collegen. Später kam das Unglück dazu, welches das Türckheim'sche Haus traf. Der damalige Präfect, Herr Sers, wollte durchaus Herrn von Türckheim seiner Stelle als Präsident des Directoriums entsetzen. Ich verwandte mich zwar aus allen Kräften für einen Mann, der als Deputirter und Maire von Straßburg so viele Dienste geleistet hatte; allein das Brandmal des Falliments ruhte nun einmal auf ihm und wirktet lähmend auf seine kirchliche Thätigkeit.

Schon lange vorher war ich mit Willm, Jung und Boeckel zusammengetreten, um zu berathen, welche Veränderungen in dem organischen Gesetze wünschenswerth wären. Wir setzten gewisse Punkte fest. Später, als Herr Fritz von Türckheim von dieser unserer Vorarbeit erfuhr, nahm er selbst Interesse an der Sache: es wurde eine größere Versammlung unter seinem Vorsitze zusammenberufen, die sich mit Verbesserungsvorschlägen in Absicht auf das organische Gesetz beschäftigte. Herr von Türckheim ging übrigens von dem ganz richtigen Grundsatz aus, daß wir das Gesetz vom 18. Germinal bestehen lassen und nur auf einige Articles supplémentaires dringen sollten, welche vielleicht die beiden Kammern ohne Schwierigkeit annehmen würden. Er hatte mehr Erfahrung als wir alle und fürchtete, daß eine Discussion über das organische Gesetz im All-

gemeinen zu monströsen Ergebnissen führen möchte. Herr von Türckheim berief sogar das Generalconsistorium, um über unsere Verbesserungsvorschläge berathen zu lassen. Dieses aber verdarb wieder Alles, weil es gerade das, was wir abgeschafft wünschten, nämlich die Inamovibilität sämmtlicher Mitglieder des Generalconsistoriums und Directoriums, festhalten wollte.

So kam das verhängnißvolle Jahr 1848. Unglücklicherweise war damals Herr von Türckheim von Straßburg abwesend; er weilte gesundheitshalber im mittäglichen Frankreich. Von den übrigen Mitgliedern des Directoriums, den Herren Rauter, Böckel und Hecht, war der letztere blind geworden und hatte seinen Austritt erklärt. Das ganze Directorium bestand somit nur noch aus den Herren Rauter und Böckel und dem Secretär Kern. Dieser Zustand war allerdings auf die Länge nicht haltbar. Kaum war daher die Februarrevolution in Paris ausgebrochen, als einige Männer in Straßburg den Gedanken faßten, in der Kirche zu revolutioniren. Diejenigen, die am meisten dazu trieben, waren Herr Carl Börsch, der vielleicht hoffte, Präsident des Directoriums zu werden, und Inspector Edel, der sich aus allerlei Gründen mit dem bestehenden Directorium verfeindet hatte.

Mit schmerzlichem Erstaunen erfuhr ich eines Morgens durch Freund Baum, man intriguire auf der Mairie gegen das Directorium, das man stürzen wolle. Auf der Stelle begab ich mich zu Rauter und Böckel, ihnen das Vernommene mitzutheilen. Ich rieth ihnen, sich durch Zuziehung einiger Männer, die das Vertrauen der Kirche besäßen, zu verstärken. Man ließ mich den andern Tag ins Directorium kommen, um diese Angelegenheit zu besprechen. Rauter äußerte sich über meine Mittheilung, nach seiner gewohnten Art, wegwerfend und spottend; die Herren Böckel und Hecht schenkten ihr größere Aufmerksamkeit. Ich entfernte mich mit der Erklärung, es gebühre mir nicht, mich in die Berathung der Herren zu mischen. Bald erfuhr ich, sie hätten doch meinen Rath befolgt und wollten sämmtliche Geistliche der Stadt zu einer Conferenz berufen, um sich mit ihnen über die in den obwaltenden Verhältnissen zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen. Diese Convocation fand wirklich statt. Als sie mir zukam, hatte ich bereits eine andere erhalten, die mich zu einer Berathung über die in Hinsicht der kirch-

lichen Angelegenheiten zu ergreifenden Maßregeln auf die Mairie einlud. Nach einigem Schwanken entschloß ich mich, derselben Folge zu leisten.

In dem Cabinet des Maire fand ich die Herren Wilhelm Lauth, der damals die Functionen des Maire versah, Börsch, Zimmer, Valentin Schneegans, Professor Schützenberger, Inspector Edel und Jung versammelt. Auf meine Frage: Zu welchem Zwecke man mich eingeladen und was die Versammlung beabsichtige, antwortete Herr Börsch: Die Administration der Kirche sei längst schon in einem beklagenswerthen Zustande und das Directorium wie aufgelöst. Man könne aber in einem so kritischen Zeitpunkte diesen Zustand nicht fortdauern lassen, sondern müsse Maßregeln ergreifen, um eine andere, bessere Administration der Kirche herbeizuführen. Ich fragte weiter: Aus welchem Rechte man sich in solcher Weise in die kirchliche Regierung zu mischen gedenke? Worauf Herr Börsch erwiderte: «Nous sommes en révolution et nous agirons révolutionnairement!» Nicht wenig betroffen war ich, Inspector Edel und die Herren Lauth, Zimmer und Schneegans sich ganz in derselben Weise aussprechen zu hören. Ich entnahm ohne Mühe aus diesen Aeußerungen, daß die Conferenz nicht dazu bestimmt sei, die zu ergreifenden Maßregeln zu discutiren, sondern daß der Sturz des Directoriums und seine Ersetzung durch eine provisorische Commission bereits beschlossen seien. Und wirklich erfuhr ich auch bald, daß schon vorher eine Zusammenkunft auf der Mairie stattgefunden, daß Jung derselben beigewohnt, daß aber alle seine Einwendungen gegen die gemachten Vorschläge entschieden abgewiesen worden waren.

Es blieb mir wenig Zeit, um nachzudenken, was ich unter den obwaltenden Umständen thun solle. Blitzschnell fuhren mir die widersprechendsten Gedanken durch den Kopf. Auf der einen Seite dachte ich an die Illegalität des Verfahrens, das eingeschlagen werden sollte, an den harten Tadel, der mich treffen würde, wenn ich an der Absetzung des Directoriums theilnähme, an die schwere Beleidigung, welche ich dadurch einigen Männern, mit welchen ich bisher in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden hatte, zufügen würde; auf der andern Seite aber auch an die Gefahr, welche der Kirche und unseren Stiftungen daraus erwachsen würde, wenn in dem kritischen Zeitpunkte, in dem wir uns befanden, man

solche Männer, die im Grunde doch wenig Interesse an der Kirche nahmen oder sogar feindliche Absichten gegen unsere Stiftungen hegten, allein handeln ließe. Die Hoffnung, daß ich im Vereine mit Jung manches Unheil abwenden könnte, hieß mich bleiben. Diesen Beweggrund, der mich damals bestimmte, haben später viele nicht begriffen, und haben den scharfen Tadel, den ich fürchtete, wirklich über mich ausgesprochen. Ich hätte mir ja manches erspart, wenn ich damals mich entschieden geweigert hätte, an dem Vorhaben, mit dem man umging, theilzunehmen. Und dennoch, wenn ich bedenke, wie wichtig es war, daß Jung und ich in die provisorische Directorialcommission eintraten, wie manchen äußerst schädlichen Vorschlag wir in derselben bekämpft und entfernt haben, wie viel unsere Gegenwart dazu beitrug, daß unsere protestantischen Stiftungen unangetastet blieben, so kann ich es nicht bereuen, daß ich mich damals nicht zurückzog. Es war fürwahr ein kritischer Augenblick. Alle Bande der Ordnung hatten sich gelöst. In der Nationalgarde herrschte ein der Geistlichkeit und unseren protestantischen Stiftungen hostiler Geist. Man sprach davon, St. Thomas mit einer Abtheilung Nationalgarde zu besetzen. Viele dachten schon an die Säcularisation dieser alten Stiftungen. Dies schien ihnen ganz im Sinne der ausgebrochenen Revolution zu sein. Alle diese Pläne fielen, als man zwei Mitglieder des Seminars in Gemeinschaft mit den Herren Börsch, Lauth, Schneegans u. s. w. handeln sah, und wir dürfen wohl behaupten, daß, durch unsere Mitwirkung, die an die Stelle des Directoriums tretende provisorische Administration die beste Ordnung in der Kirche erhielt und alle Geschäfte mit einer Schnelligkeit und Pünktlichkeit besorgte, wie es bisher nicht der Fall gewesen.

In zwei Conferenzen, die auf der Mairie gehalten wurden, wurde nun der Vorschlag gemacht, die noch vorhandenen Mitglieder des Directoriums abzusetzen und diese Absetzung durch den mit einer Art von diktatorischer Gewalt ausgerüsteten Commissaire de la République, Herrn Lichtenberger, bestätigen zu lassen. Auf meinen Vorschlag wurde dieser Antrag dahin modificirt, daß man diese Mitglieder des Directoriums, die Herren Inspector Böckel und Rauter, einladen sollte, sich zurückzuziehen. Zugleich wurde bebeschlossen, eine Versammlung aller Geistlichen und Mitglieder der

Consistorien der Stadt zu convociren und durch dieselbe eine provisorische Directorialcommission ernennen zu lassen, die beauftragt würde, die laufenden Geschäfte zu besorgen; sodann aber eine zweite Versammlung, und zwar von Delegirten aller Inspectionen der Kirche Augsburger Confession, zu veranstalten, in welcher eine neue Organisation der Kirche berathen würde. Herr Schneegans, Jung und ich wurden beauftragt, die Herren Rauter und Böckel einzuladen, ihre Demission als Mitglieder des Directoriums einzureichen. Nachdem solches beschlossen war, begaben sich alle diejenigen, welche der Conferenz beigewohnt, zu dem Regierungscommissär, der in der Präfectur residirte, unterrichteten ihn von dem Vorgefallenen und Beschlossenen und baten ihn um seine Genehmigung. Herr Lichtenberger fand sich zu allem bereit. «Je ferai tout ce que vous voudrez», war seine Antwort.

Am Abend desselben Tages begab ich mich mit Jung und Herrn Valentin Schneegans zu den Herren Rauter und Inspector Böckel. Es war für mich ein harter Gang. Herr Rauter war augenblicklich bereit, seine Functionen als Mitglied des Directoriums niederzulegen; Herr Böckel dagegen wollte sich nicht hierzu entschließen, sondern erklärte, er müsse sich zuvor mit seinen Freunden und Collegen darüber berathen.

Wenige Tage nachher fand die beschlossene Versammlung in dem Auditorium statt. Diejenigen, welche sie zusammenberufen hatten, hatten sich unterdessen über die Männer verständigt, die man für die provisorische Directorialcommission vorschlagen wollte. Es waren die Herren Börsch, Wilhelm Lauth, Schützenberger, Notar Grimmer, Inspector Edel, Jung und ich. Die Versammlung war überaus zahlreich. Die meisten der Anwesenden waren mit der Absetzung des Directoriums höchst unzufrieden. Anderen dagegen war dies noch nicht genug. Sie meinten, man hätte weiter gehen, alle kirchlichen Behörden auflösen, radicale Maßregeln in Bezug auf unsere Stiftungen ergreifen sollen u. s. w. Diese Verschiedenheit der Ansichten und Gesinnungen erzeugte in der Versammlung eine außerordentliche Bewegung. Als nun das Bureau, welches Herr Lauth präsidirte, mit unseren Vorschlägen herausrückte, erhob sich in der Versammlung ein ungeheurer Sturm. Man beschuldigte uns, wir wollten die freie Wahl verhindern

und die Directorialcommission mit Gewalt imponiren, wir handelten tyrannisch u. s. w. Darauf wurde von der andern Seite und namentlich von Herrn Börsch mit der größten Heftigkeit und auf eine für die Pfarrer überaus beleidigende Weise geantwortet. Auch fehlte es nicht an Stimmen, welche gegen alles, was bisher geschehen, als gegen gesetzwidrige, revolutionäre Acte, entschieden Protest einlegten. Es war eine tumultuarische Versammlung, die lebhaft an diejenigen erinnerte, welche in der ersten Revolution so häufig stattfanden.

Indessen wurde die von uns vorgeschlagene Directorialcommission doch durchgesetzt. Schon am folgenden Tage versammelte sie sich in dem Bureau des Directoriums, constituirte sich und lud Herrn Archivar Spach ein, die Stelle eines Secretärs bei ihr zu übernehmen, wozu dieser sich auch willig finden ließ. Einer der ersten Beschlüsse der Commission ging dahin, daß Herr von Türckheim den Titel eines Präsidenten des Directoriums behalten, auch im Genuß seines vollen Gehaltes und seiner Wohnung verbleiben, jedoch, wenn er nach Straßburg zurückkäme, an den Arbeiten der Directorialcommission keinen Antheil nehmen, sondern in dieser provisorischen Stellung bis zur Einführung der beabsichtigten neuen Organisation der Kirche verharren sollte.

Unendlich schmerzlich war es mir, zu vernehmen, daß einer der Pfarrer von St. Aurelien auf dem Casino öffentlich geäußert habe, ich hätte die Kirche verrathen, und daß andere ihm hierin beigestimmt hätten. Ich convocirte alsbald sämmtliche Professoren des Seminars und alle protestantischen Geistlichen der Stadt in die Capitelstube, und bat auch Herrn Zimmer sich einzufinden. Dieser Versammlung theilte ich die gegen mich erhobenen Anschuldigungen mit, wies sie als verleumderisch zurück, erklärte mich dann frei und offen über das, was ich gethan, und forderte Herrn Zimmer und Freund Jung auf, zu bezeugen, daß der Sturz des Directoriums bereits beschlossen war, als man mich auf die Mairie rief. Ich erklärte übrigens, daß, wenn meine Theilnahme an den Arbeiten der Directorialcommission auch nur einem der Anwesenden als tadelnswürdig, als ein Verrath an der Kirche erschiene, ich sofort bereit wäre, aus derselben auszutreten. Alle Anwesenden sahen jetzt ein, daß ich in dieser Commission viel

nützen könnte, und baten mich, darin zu bleiben — und so geschah es denn auch.

Die laufenden Geschäfte wurden, wie bereits bemerkt, von der Directorialcommission mit dem größten Eifer besorgt, und viele Pfarrer haben es freimüthig eingestanden, daß die Kirche niemals so gut administrirt worden sei, als damals.

Bald begann die Commission ihre Berathungen über das Projekt einer neuen Organisation der Kirche Augsburgischer Confession. Ich nahm den lebhaftesten Antheil an denselben. Ich war hierfür durch langes Nachdenken über die Prinzipien einer Organisation der protestantischen Kirche und meine Theilnahme an früheren Berathungen über diesen Gegenstand vorbereitet. Es gelang mir auch, mehrere Vorschläge, die mir verderblich schienen, zu entfernen, z. B. den, die Pfarrwahlen aus der allgemeinen Abstimmung der Gemeinden hervorgehen zu lassen. Nach langen Debatten kam endlich ein Projekt zu Stande, welches der von uns zusammenberufenen Assemblée des délégués vorgelegt und von derselben discutirt wurde. Waren auch die Elemente, die in dieser Versammlung sich zusammenfanden, sehr disparat, so war es doch im Ganzen eine schöne, erhebende Versammlung. Es herrschte ein guter Geist in derselben; ihre Haltung war gemessen und ernst. Die Berathungen waren gründlich und wurden mit Würde geführt. Vielleicht war es ein Glück, daß Herr Börsch durch Krankheit abgehalten wurde, den Versammlungen beizuwohnen. Denn gleich in der ersten Sitzung, in der er noch gegenwärtig war, zeigte es sich, daß er einen Geist der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit in die Verhandlungen würde gebracht haben, die alles hätte verderben können. Geleitet wurden die Versammlungen durch Herrn Notar Zimmer; Herr Spach erwarb sich durch die Art und Weise, wie er die Feder führte, so großen Beifall, daß man ihm am Schlusse der Verhandlungen einen Ehrenbecher überreichte.

Unter den in der Assemblée des délégués auftretenden Rednern zeichnete sich vorzüglich Herr Braun, Appellationsrath in Colmar, aus. Er bahnte sich hierdurch den Weg zu der Würde eines Präsidenten des Directoriums, in welcher er später Herrn von Türckheim nachfolgte.

Aus dem von dieser Versammlung ausgearbeiteten Verfassungs-

projekte wurde nichts: die Regierung nahm es nicht an. Im Jahre 1851 legte die Directorialcommission ihr Mandat nieder; die Regierung ernannte ein neues Directorium, an dessen Spitze Herr Braun trat, und welches 1852, im tiefsten Geheimniß, den Organisationsplan ausarbeitete, welchen der Präsident der Republik, Prinz Ludwig Napoleon, einige Tage ehe seine Gewalt erlöschen sollte, noch sanktionirte.

Da es nur wenigen bekannt sein dürfte, was das Directorium damals veranlaßte, ein neues organisches Gesetz auszuarbeiten und es dem Prinz-Präsidenten vorzulegen, so will ich hier sichere Kunde davon geben. Es hatten in Straßburg Deputirtenwahlen stattgefunden, die nicht im Sinne der Regierung ausgefallen waren. Darüber in Paris von dem Prinzen Ludwig Napoleon zur Rede gestellt, schob der damalige Präfect des niederrheinischen Departements, Herr West unglückseligen Andenkens, die Schuld hiervon auf die Protestanten. Auf die Frage: warum denn die Protestanten Straßburgs nicht zu besseren Gesinnungen gebracht worden wären antwortete er: die kirchliche Oberbehörde habe eben nicht genug Gewalt. „Nun, erwiderte der Präsident, so soll mir dieselbe ein Gesetzesprojekt zur Veränderung der kirchlichen Verfassung vorlegen, in welchem sie auf Vermehrung ihrer Gewalt anträgt.“ Dies berichtete Herr West sofort an Herrn Braun. Dem war solches Wasser auf seine Mühle. Alsobald fanden im Directorium jene Berathungen statt, aus welchen das Gesetz von 1852 hervorging.

Schon im Jahre 1849 starb mein langjähriger Freund, Inspector Böckel. Sofort drang man in mich, die Würde eines kirchlichen Inspectors an seiner Stelle anzunehmen. Ich hatte wenig Lust dazu und widerstand lange den Aufforderungen, die in dieser Beziehung an mich ergingen. Erst die Besorgniß, die nicht unbegründet war, daß dann ein Geistlicher zu dieser Stelle ernannt werden möchte, der vielen in der Inspection nicht angenehm wäre, bewog mich, nachzugeben. Die Inspectionsversammlung von St. Thomä ernannte mich beinahe einstimmig. Allein schon 1853 reichte ich meine Demission ein. Es hatte mich tief gekränkt, daß das Directorium mich bei der Ausarbeitung des neuen Organisationsprojektes nicht im mindesten consultirt hatte, noch mehr, daß nach

dem Tode des Pfarrers Schuler von St. Nikolai meine Vorschläge in Bezug auf die Wahl seines Nachfolgers nicht beachtet, und mir sogar die Ernennung des letzteren nicht angezeigt worden war. Allein Herr Präsident Braun drang so sehr in mich, meine Demission zurückzunehmen, er äußerte so sehr die Besorgniß, daß dieselbe auf das Directorium einen ungünstigen Schatten werfen könnte, daß ich mich endlich bewegen ließ, dieselbe zurückzunehmen.

Etwas später, im Jahre 1855, gab ich, in Folge von allerlei unangenehmen Vorfällen, meine Demission als Inspector zum zweiten Male. Nun erhielt ich von allen Consistorien meiner Inspection Zuschriften, in welchen ich dringend ersucht wurde, sie auch dies Mal zurückzunehmen. Diesen von allen Seiten an mich ergehenden Beweisen von Zutrauen und Liebe glaubte ich nicht widerstehen zu dürfen. Ich nahm meine Demission zurück. Vielleicht hätte ich besser daran gethan, auf derselben zu bestehen, denn von dieser Zeit an trat eine Reihe von Vorfällen ein, die, wenn sie mir auch das Zutrauen der großen Majorität der Geistlichen und der Pfarreien meiner Inspection nicht raubten, doch ganz dazu angethan waren, mir das Inspectorat zu verleiden.

Schon im Jahr 1856 brachen in Obenheim, zwischen Pfarrer Schmutz und seiner Gemeinde, und dann in Gerstheim, zwischen Pfarrer Jäger und einem Theil seiner Gemeindeglieder, Streitigkeiten aus, die mich zwangen, einzuschreiten. Noch viel größeren Verdruß bereitete mir später die Löffler'sche Geschichte in Heiligenstein, die sogar vor das Oberconsistorium kam, und jene andere, die in Plobsheim ausbrach. Ueberhaupt wurde in den sechziger Jahren meine Stellung als kirchlicher Inspector immer schwieriger. Jede Pfarrernennung gab zu widerlichen Complicationen Anlaß. Diese immer wiederkehrenden trüben Erfahrungen und der Umstand, daß meine Gesundheit mir zuletzt nicht mehr erlaubte, die vorgeschriebenen Inspectionsbesuche zu machen, veranlaßten mich noch zu wiederholten Malen, meine Demission als Inspector einzureichen, doch wurde sie auch jetzt nicht angenommen.

Als kirchlicher Inspector wurde ich auch, von 1852 an, Mitglied des Oberconsistoriums und habe an den Verhandlungen dieser Behörde, von jener Zeit an bis zu den letzten Sessionen,

den lebhaftesten Antheil genommen. Nicht selten zwar betrafen diese Verhandlungen Gegenstände von geringer Wichtigkeit; doch gab es auch solche, die von der größten Bedeutung und für die Geschicke der Kirche Augsburgischer Confession in Frankreich wahrhaft verhängnißvoll waren. Hier hielt ich es nun für meine heilige Pflicht, mit aller Entschiedenheit für dasjenige einzutreten, was ich als dem eigentlichsten Wesen des Protestantismus entsprechend und als unserer Kirche zuträglich hielt.

Gleich in den ersten Sessionen des Oberconsistoriums stellte es sich unzweifelhaft heraus, daß die Mitglieder desselben den beiden verschiedenen Richtungen angehörten, die in der Kirche herrschten. Die confessionell-orthodoxe Richtung war durch die Pariser Abgeordneten (die Herren Inspector Meyer, Staatsrath Cuvier, Coulmann, Baron Leon de Bussierre) vertreten; an sie schlossen sich der geistliche Inspector Büchsenschütz, Herr Gauckler, Herr Albert von Dietrich und besonders Herr Küß, Domäneninspector, an. Die übrigen Mitglieder des Oberconsistoriums standen mit mehr oder weniger Entschiedenheit auf der liberalen Seite. Daß ich mich den letzteren anschloß, versteht sich von selbst.

Nachdem wir nun erfahren, daß die Mitglieder der orthodoxen Partei sich, während der Sessionen, vor jeder wichtigen Verhandlung privatim im Rothen Haus versammelten, hielten wir es für angemessen, auch solche Privatversammlungen zu halten, um uns über die zu vertheidigenden Grundsätze und Maßregeln zu verständigen. Es wurde uns nun bald klar, daß die orthodoxe Partei, unter dem entschiedenen Einfluß der Pariser Abgeordneten, darauf hinarbeitete, die in unserer Kirche herrschende Freiheit zu beschränken und den officiellen Lehrbegriff, so weit möglich, zur Geltung zu bringen. Darauf hin zielte der Antrag, bei der Ernennung der Professoren des Seminars und der theologischen Fakultät das Gutachten des Oberconsistoriums einzuholen, wobei die Nothwendigkeit, sich hinsichtlich der religiösen und theologischen Tendenz der in Vorschlag Gebrachten hinreichende Garantien zu verschaffen, stark betont wurde; darauf hin auch die im Schooße des Oberconsistoriums ausgesprochene scharfe Rüge über die Ernennung des Herrn Colani zum Professor des Seminars und der theologischen Fakultät, und der Antrag, eine von allen Inspectoren zu ge-

brauchende Ordinationsformel aufzustellen. Des Grundsatzes eingedenk: Principiis obsta, glaubte ich mich allen diesen und ähnlichen Motionen mit dem größten Ernste widersetzen zu müssen, und wurde hierin von mehreren meiner Collegen auf das kräftigste unterstützt. Uebrigens gebührt es mir nicht, über meine Wirksamkeit im Oberconsistorium und den Einfluß, den ich auf die Resolutionen dieser Behörde habe ausüben können, ein Urtheil abzugeben, es ist solches auch nicht von nöthen, da die Protokolle der Sessionen Jedermann vorliegen.

Als Inspector Edel im Jahre 1866 starb, so war, nach dem von früher her bestehenden Gebrauche, an mir, als dem ältesten der beiden in Straßburg residirenden Inspectoren, die Reihe, in das Directorium einzutreten. Allein ich war lange unschlüssig, ob ich dieses mein Recht geltend machen sollte. Was mir hiergegen Bedenken einflößte, das war zunächst das Recht der directen Pfarrernennungen, welches sich das Directorium durch das Gesetz von 1852 hatte zuweisen lassen. Es war meine vollste Ueberzeugung, daß das Directorium hierdurch auf ungebührliche Weise den Gemeinden und Consistorien das ihnen angehörige Recht der Mitwirkung bei den Pfarrwahlen entzogen und sich eine schwer zu tragende Verantwortlichkeit aufgeladen habe. Auf der andern Seite schreckte mich der autokratische Charakter des Präsidenten Braun und ein gewisses Mißtrauen, das er mir bei vielen Gelegenheiten bezeugt hatte, zurück. Er hatte frühe vergessen, daß er Jung und mir verdankte, Präsident des Directoriums zu sein. Was mich endlich bewog, mich über diese Bedenken hinwegzusetzen, das waren die dringenden Bitten Vieler, mich diesem neuen Wirkungskreise nicht zu entziehen. Ich traf in dem Directorium, neben dem Präsidenten Braun, als Mitglieder, die Herren Rau, Kratz und Theodor Böckel. Der letztere war aber damals schon durch Krankheit abgehalten, an den Sitzungen theilzunehmen. Herr Rau war ein treffliches Mitglied. Seine Ruhe und Mäßigung, seine seltene Einsicht und Geschäftskenntniß und seine ausgezeichnete juristische Gelehrsamkeit gaben ihm in den Verhandlungen des Directoriums einen großen Einfluß. Herr Kratz zeigte sich auch hier als der biedere, freisinnige Mann, als welcher er sich überall Achtung erworben

hatte. Nach Böckels Tode trat dann der ehemalige Präsident des Gerichtshofes von Schlettstadt, Herr Drion, ein, der mir als inniger Freund zur Seite stand, und in dem wir einen trefflichen Mitarbeiter gewannen. Herr Lehr versah damals die Functionen eines Secretärs mit einem Talent und einem Takt, die alle Anerkennung verdienten.

Einmal in das Directorium eingetreten, ließ ich es mir angelegen sein, meine Stellung in demselben mit Würde zu behaupten. Den zuweilen ausbrechenden Heftigkeiten des Präsidenten setzte ich Gelassenheit und Ernst entgegen. Blieb nun meine Thätigkeit auch nicht ohne Einfluß auf die Verhandlungen und Beschlüsse dieser Behörde, so kann ich mich doch nicht rühmen, in derselben eine präponderirende Rolle gespielt zu haben. Freude hat mir die Theilnahme an den Directorialgeschäften wenig verschafft; dagegen hat sie mir viele Verdrießlichkeiten zugezogen. Wie oft begab ich mich mit Widerwillen in die Sitzungen, und wie oft auch verließ ich sie mit großer Mißstimmung. Diese Mißstimmung wurde besonders durch die Pfarrernennungen veranlaßt, und in dieser Beziehung wurden meine Ahnungen oder Befürchtungen vollkommen gerechtfertigt. Und doch waren diese Ernennungen noch leichter, als sie es in den letzten Jahren geworden sind. Die Gemeinden wagten es noch nicht, dem Directorium mit den Prätentionen entgegenzutreten, wie sie es seit dem Kriege von 1870—71 zu thun pflegen. Auch waren die Differenzen in den theologischen Ansichten nicht so einschneidend, als sie es seitdem geworden sind. Indessen waren die Erfahrungen, die ich in Bezug auf die Pfarrernennungen machte, doch derart, daß ich frühe zur Ueberzeugung kam, daß, wenn in dem vom Gesetze des Jahres 1852 aufgestellten Pfarrwahlmodus keine Veränderung einträte, die Lage des Directoriums schließlich unhaltbar werden würde.

Es war am Ende vielleicht doch ein Glück, daß ich mich dem Directorium nicht entzogen hatte. Denn ohne die Stellung, die ich in demselben einnahm, wäre es mir in den Jahren 1870—71 nicht gelungen, die schweren Gefahren abzuwenden, von welchen unsere Kirche damals bedroht war.

Antheil an der Gründung und Leitung kirchlicher und anderer Vereine.

Kaum kann ich mich auf alle Gesellschaften oder Vereine besinnen, deren Mitglied ich war oder zu deren Gründern ich gehörte.

So trat ich bereits 1823 oder 1824 in die Bibelgesellschaft ein und stehe seit Redslobs Tode derselben als Vicepräsident vor. In dieser Eigenschaft habe ich auch öfters die Festrede in den allgemeinen Versammlungen gehalten.

Dagegen bin ich nicht bloß Mitglied der Evangelisationsgesellschaft für die in den Ostdepartementen zerstreut lebenden Protestanten, sondern ich habe zu deren Gründung die erste Veranlassung gegeben. Es hatte sich nämlich in dem Departemente Gard, besonders durch die Bemühungen des trefflichen Pfarrers Fontanès von Nîmes, eine Gesellschaft gebildet, um die in den mittäglichen Provinzen Frankreichs zerstreut lebenden Protestanten großentheils Trümmer einst blühender protestantischer Gemeinden, aufzusuchen, zu gruppiren, mit den bestehenden Consistorien in Verbindung zu setzen und ihnen zu der Wohlthat eines öffentlichen Gottesdienstes zu verhelfen. Der Zweck, den die Gesellschaft verfolgte, war ein sehr löblicher; leider fehlte es ihr an Geldmitteln. Fontanès frug darum bei mir an, ob es nicht möglich wäre, in Straßburg einen Hilfsverein zu gründen und durch denselben Geld zu beschaffen. Ich ging auf die Sache ein. Nachdem ich mich mit Freund Böckel besprochen, beschlossen wir, eine große Anzahl unserer Freunde zusammenzuberufen. Die Versammlung fand in einer Abendstunde des Jahres 1841 bei Böckel statt. Während wir uns über die Bedürfnisse des Protestantismus in dem mittäglichen Frankreich unterhielten, trat uns auf einmal der Gedanke vor die Seele, daß wir ja in unseren Gegenden ganz ähnliche Bedürfnisse hätten. Wir dachten an Hagenau, Zabern und so viele andere Orte, wo nicht wenige Protestanten wohnten, die der Wohlthat eines öffentlichen Gottesdienstes entbehrten, an die Tausende unserer Brüder, die in der Diaspora lebten und in Gefahr wären, in der sie umgebenden Strömung des römischen Katholicismus unterzu-

gehen. Je länger wir der Sache nachdachten, desto wichtiger, ja nothwendiger erschien uns die Gründung einer Evangelisationsgesellschaft für die östlichen Provinzen unseres Landes. Alsbald wurden Statuten aufgesetzt und ich einstimmig zum Präsidenten des neuen Vereins ernannt — was ich auch bis auf den heutigen Tag geblieben bin. Wer von uns hätte damals gedacht, daß diese so klein anfangende Gesellschaft zu so großer Entwicklung gelangen würde? Wer uns vorausgesagt hätte, was sie schon im Laufe der ersten zwanzig Jahre wirken würde, den hätten wir für einen Träumer gehalten.

Sie erfreute sich bald des ungetheilten Beifalls sämmtlicher Geistlichen unseres Landes, mit Ausnahme derjenigen, die der orthodoxen Richtung huldigten, ob wir gleich nicht den mindesten Anstand nahmen, auch solche Candidaten anzustellen, welche orthodox gesinnt waren. Seitdem ist sie von Jahr zu Jahr in ihrer Entwicklung vorangeschritten und steht noch gegenwärtig in hoher Blüthe.

Aus der Evangelisationsgesellschaft entwickelte sich später die Société auxiliaire d'instruction primaire, die mit wenigen Mitteln viel Gutes wirkt. Anfangs beschäftigte sich die Evangelisationsgesellschaft selbst mit der Gründung und Erhaltung protestantischer Primärschulen. Als aber die Gesuche um Gründung protestantischer Gemeinden und Kirchen immer zahlreicher wurden, leistete sie auf die Schule Verzicht und bewirkte die Constituirung jener Hilfsgesellschaft.

Frühe trat die Evangelisationsgesellschaft mit dem preiswürdigen Gustav-Adolfs-Verein in Verbindung und hat von demselben stets große Wohlthaten erhalten. Ich wohnte zu öfteren Malen als Abgeordneter den Generalversammlungen dieses Vereins bei und habe auf derjenigen, welche anno 1847 in Darmstadt abgehalten wurde, den größten Triumph gefeiert, der mir jemals als Redner zutheil wurde. Es war die Zeit, wo die Ernennung des bekannten Predigers Rupp in Königsberg zum Abgeordneten beim Gustav-Adolfs-Verein in diesem eine gewaltige Erregung hervorgerufen hatte. Die Leidenschaftlichkeit für oder gegen Rupp war so groß, daß man besorgte, der ganze Verein werde sich auflösen. In solcher Sachlage fand die Versammlung von Darmstadt statt. Zum

Sprechen aufgefordert, drückte ich zuerst dem Verein unseren Dank für die uns bewilligten Gaben aus und berührte dann die große Frage, welche die Versammlung zu entscheiden hatte. Ich machte darauf aufmerksam, daß auch die Augen des protestantischen Frankreich auf die Versammlung gerichtet wären, und daß ihre Entscheidung nicht ohne Einfluß auf die evangelische Kirche dieses Landes bleiben würde. Was ich sprach, war augenblickliche Eingebung: ich kann mich nicht einmal dessen genau erinnern, was ich damals sagte. Allein meine Worte zündeten, und aus allen Theilen der großen Kirche, in der die Versammlung gehalten wurde, klatschte und rief man meiner Rede Beifall zu, so daß Prälat Zimmermann, als Vorsitzender, sich veranlaßt sah, die Versammlung zu ermahnen, sie möge nicht vergessen, daß man sich in einer Kirche und nicht im Theater befinde. Von vielen Seiten wurde mir nachher versichert, daß meine Worte viel dazu beigetragen hätten, die Rupp'sche Angelegenheit in friedlicher Weise beizulegen.

Hier sei auch der Straßburger Pastoralconferenz gedacht. Ich gehörte nicht zu den Gründern derselben; Inspector Böckel und Inspector Edel haben sich dieses Verdienst erworben. Sie luden im Jahre 1834 zum ersten Mal eine größere Anzahl von Geistlichen zu einer brüderlichen Besprechung über die Interessen des geistlichen Amtes und der protestantischen Kirche ein. Schon im folgenden Jahre wurde ich aber in das Comité ernannt und beauftragt, mit den beiden Gründern die Leitung der Conferenz zu übernehmen. Als dann Böckel gestorben war und Edel sich zurückgezogen hatte (1852), blieb ich der einzige Präsident der Pfarrconferenz und habe seitdem fortgefahren es zu sein; und ich darf wohl auch glauben, daß ich es bin, der ihr den sie beherrschenden Geist eingeflößt und sie in die Richtung gebracht habe in welcher sie sich bisher erhalten hat. Großen Genuß haben mir diese Conferenzen stets gewährt; für den mir bei der Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestandes überreichten Ehrenbecher bin ich zeitlebens dankbar.

Das Gute, was die Pfarrconferenzen gewirkt haben, hat in unserer Kirche Anerkennung gefunden. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß sie nicht wenig dazu beigetragen haben, Ruhe und Ordnung in unserer Kirche und einen gewissen

Gemeingeist unter den Geistlichen zu erhalten. Die verschiedensten Glaubensansichten sind in diesen Conferenzen vertreten; Jeder darf in denselben frei und offen seine Meinung äußern; man ist gewohnt, divergirende Ansichten gelten zu lassen.

Nachdem lange die Conferenz nur Fragen praktischer Art berathen, wagte ich es, sie auch auf das Gebiet theoretischer Probleme überzuführen, und ich habe es nicht zu bereuen gehabt. Es sind daraus sehr interessante Arbeiten und auch sehr interessante, doch immer im brüderlichen Geiste sich bewegende Discussionen hervorgegangen. Die einzigen Gegner der Conferenzen sind die Geistlichen der ultra-lutherischen Richtung. Seitdem ich Herrn Pfarrer Horning wegen ungebührlicher Ausfälle bedeuten mußte, daß, wenn er sich nicht mäßigte, ich mich im Falle befinden würde, ihn einzuladen, die Versammlung zu verlassen, ist von dieser Partei Niemand mehr in den Conferenzen erschienen.

Von den Arbeiten und Leistungen der Conferenz brauche ich nichts weiter zu sagen. Davon ist ja in dem von ihr herausgegebenen Archive zu lesen. Schade nur, daß diese so interessante Publication in so wenigen Händen ist!

Auch die Pfarrconferenz wird nach meinem Tode mein Andenken nicht alsbald untergehen lassen: ich glaube mir in derselben ein bleibendes Gedächtniß gestiftet zu haben; jedenfalls habe ich viele Zeit und Kräfte ihr gewidmet, und ich bereue es nicht.

Aus der Pastoralconferenz entwickelte sich die Société pour les intérêts protestants de l'Algérie, die ich auch gründen half, ein kleiner, anspruchsloser Verein, der aber sehr viel Gutes gestiftet hat. Den Pfarrer Dürr in Algier und seine Familie hat er so zu sagen vom Hungertode errettet. Wie viele andere Geistliche in Algerien hat er unterstützt! Zu wie vielen Schulen hat er beigetragen! Es liegt auf dieser bescheidenen Gesellschaft ein ganz eigener Segen. Möge sie noch lange fortdauern und ihre nützliche Wirksamkeit fortsetzen!

In die ersten Jahre meines Aufenthaltes in Straßburg, 1822 oder 1823, fällt die Gründung eines Vereins für Armenschulen. Die Idee desselben war von Fritz Ehrmann ausgegangen, der in seiner Fabrik eine kleine Abendschule für die von ihm beschäftigten Kinder angelegt hatte, die er zu erweitern und andern

Kindern zugänglich zu machen wünschte. Er sprach darüber mit seinen Freunden, Herrn Apotheker Spielmann, Herrn Kaufmann Reichard und mir. Wir gingen sogleich und mit Freuden auf die Sache ein und adjungirten uns Herrn Professor Fritz, der mit uns allen befreundet war. Wir mietheten alsbald ein Local in dem sogenannten Marbacher Hofe im Thomasloch. Es war eine ehemalige Schmiede, die vorderhand in ihrem rußigen Zustande belassen wurde. Herr Hirt, Studiosus der Theologie, welcher später die Pfarrstelle in Wolfskirchen bekleidete, wurde angeworben, um die Schule in den Abendstunden zu halten. Unser Local füllte sich sehr schnell; das Publicum sprach sich mit großem Beifall über unser Unternehmen aus und unterstützte uns bereitwilligst durch milde Gaben. In kurzer Zeit stellten sich der Kinder so viele ein, daß wir uns um ein anderes Local umsehen mußten. Wir fanden auch ein solches im Hause eines Weinhändlers in dem Thomasloche. Die anwachsende Menge unserer Schüler veranlaßte uns bald, dieselben nach den Geschlechtern zu trennen. Später errichteten wir auch eine untere Division, welche die jüngsten Kinder aufnahm. Es war die erste Kleinkinderschule oder Salle d'asile, die in Straßburg und sogar in ganz Frankreich gegründet wurde.

Man weiß es in Straßburg nicht mehr, daß wir es waren, welche die ersten Armenschulen in unserem Lande gründeten. Wir waren es auch, welche die Gewohnheit einführten, den Kindern unserer Schulen auf Weihnachten einen Christbaum und Geschenke an Kleidungsstücken, welche milde Hände verfertigt hatten, zu bescheeren.

Später, als unsere Schule noch mehr anwuchs, wurde sie in das Hintergebäude des Stromeyer'schen Hauses in der Langenstraße verlegt. So entstand ein ganzes System von Armenschulen, welches wir durch die uns reichlich zufließenden Gaben unterhielten. Dies dauerte bis zum Jahre 1832 fort. Da bat uns der damalige Maire, Herr von Türckheim, der mit dem Plane umging, Armenschulen in allen Quartieren der Stadt zu gründen, ihm unsere Schulen als ersten Anfang zur Ausführung seines Vorhabens zu überlassen. Es kam uns solches hart an: waren doch unsere Schulen für uns wie Kinder geworden, die wir liebten und mit mütterlicher Sorgfalt hegten und pflegten. Indessen glaubten wir, aus

Rücksicht auf das allgemeine Beste, doch nicht widerstehen zu dürfen Wir beriefen daher alle Personen, die uns bisher durch ihre Gaben unterstützt hatten, zu einer allgemeinen Versammlung, die im Auditorium der Neuen Kirche stattfand. Hier wurde die Uebergabe unserer Schulen an die Stadt beschlossen, und zwar mit sämmtlichem in denselben sich befindlichen Mobiliar. Wir hatten noch einen Kassenrest von circa 1500 Francs; diesen behielten wir uns vor und bestimmten ihn dazu, arme Kinder ehrbarer Familien ein Handwerk erlernen zu lassen. Die Summe wurde zu diesem Zwecke bei Herrn Fritz Ehrmann deponirt. Wir schöpften daraus bis zum Jahre 1858, wo der letzte Rest aufgebraucht wurde.

Immer noch aber denke ich mit einer gewissen Rührung an jene Schulen zurück und an die genußreichen Stunden, die ich mit den trefflichen Männern, die mit mir zu ihrer Gründung mitwirkten, und im Kreis ihrer Familien verlebt habe. Spielmann und Fritz und Ehrmann sind indessen hinübergegangen, und mit Reichard haben sich meine Verbindungen längst aufgelöst.

Ich muß hier einer andern Gesellschaft gedenken, die einen sehr glücklichen Einfluß ausgeübt hat, die Société de patronage pour l'amélioration des jeunes détenus. Gründer derselben waren Pfarrer Hessel und ich. Diese Gründung fand auf folgende Weise statt. Hessel war Gefängnißgeistlicher hier und erfüllte die Pflichten seines Amtes mit großem Eifer. Er kam öfters zu mir und klagte, daß in dem sogenannten Raspelhause viele Kinder wären, die, zum Theil wegen geringer Vergehungen, auf längere oder kürzere Zeit eingesperrt, bei ihrer Entlassung dem Laster in die Arme geworfen würden. Die Frucht unserer Unterhaltungen über diesen Gegenstand war der Gedanke, eine Gesellschaft zu gründen, die es sich zum Zwecke setzte, solche Kinder nach ihrer Entlassung aus dem Gefängniß bei tüchtigen Meistern unterzubringen, sie dort genau zu überwachen, sie durch die Erlernung eines Handwerks zu ehrbaren und nützlichen Menschen zu bilden und einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen. Augenblicklich beschlossen wir, diesen Gedanken, der uns mit Begeisterung erfüllte, ins Werk zu setzen. Ich übernahm es, einige Freunde für unsere Idee zu interessiren und so der Ausführung derselben den Weg zu bahnen.

An einem Junitage des Jahres 1825 versammelten sich nun die

Freunde Willm, Jung, Böckel und Hessel bei mir, um einen mit Bier gefüllten steinernen Krug. Nach kurzer Besprechung wurde die Feder ergriffen und die Statuten der Gesellschaft entworfen. Ich wurde beauftragt, mehrere einflußreiche Männer zu bitten, in das provisorische Comité einzutreten. Von einigen wurde ich geradezu abgewiesen. Man bemerkte mir, es gäbe in Straßburg schon Gesellschaften genug, man sollte darauf verzichten, deren neue zu gründen. Uebrigens sei auch gar nicht abzusehen, daß bei der von uns beabsichtigten Gesellschaft viel Ersprießliches herauskommen würde. Mit Freuden nahm dagegen der alte treffliche Herrenschneider meine Einladung an; er begriff sogleich die große Bedeutung einer Gesellschaft zur Besserung junger Sträflinge. Er wurde Präsident unserer Gesellschaft und blieb es lange Jahre. Zu welcher Blüthe der Verein nach und nach heranwuchs, wie viele junge Leute durch ihn gerettet, wie viele Gesellschaften nach ähnlichem Muster nicht bloß in unserem Lande, sondern auch auswärts gebildet wurden, das braucht hier nicht ausgeführt zu werden.

Als die Gesellschaft zu ihrer vollen Entwicklung gelangt war und meiner Mitwirkung nicht mehr bedurfte, zog ich mich von derselben zurück. Heute denkt wohl Niemand mehr daran, daß ich, mit Hessel, der eigentliche Gründer derselben war. Das thut auch nichts; auf meinen Namen kommt es ja nicht an, sondern auf das Gute, das dieser Verein gewirkt hat und wohl auch in Zukunft noch wirken wird.

Ein sehr nützliches Institut waren die Sonntagsvorlesungen für Handwerker. Sie waren bereits im Jahre 1816 oder 1817 gegründet worden, wurden aber unter der Restauration von der Polizei verboten. Nach der Julirevolution kam nun Pädagog Krafft, der zu den ersten Gründern jenes Instituts gehörte, zu mir und schlug mir vor, die Sonntagsvorlesungen wieder ins Leben zu rufen. Ich ging mit freudiger Bereitwilligkeit darauf ein. Wir zogen auch Jung, Pfarrer Steinbach, Professor Fritz und Willm dazu. Dieser letztere trat aber bald wieder ab: er hatte für solche Vorträge, wie sie hier zu halten waren, kein Geschick. Jung brachte Geschichte, Fritz Naturgeschichte, Steinbach Biographien, Krafft Erklärungen über das Alte Testament. Ich trug zuerst populäre Psychologie vor, später populäre Astronomie. Meine Vorträge

wurden gerne gehört. Ueberhaupt gewährten mir diese Vorlesungen vielen Genuß. Sie wurden von einer großen Anzahl Leute aus den verschiedensten Ständen besucht. Als ich Vorträge über Psychologie hielt, kam eines Tages ein junger Mann zu mir, der seines Handwerks ein Müllerbursche war. Dieser fragte mich, ob ich ihm wohl erlauben würde, mir einige Bemerkungen über das Vorgetragene schriftlich einzureichen. Ich erlaubte es ihm recht gern und erhielt nun von ihm ein ziemlich beträchtliches Manuscript, das mich, als ich es las, mit Erstaunen erfüllte. Es waren Bemerkungen, die sehr gut geschrieben waren und von einer ungewöhnlichen philosophischen Begabung zeugten. Hätte dieser junge Mann sich den Studien widmen können, so würde er gewiß ein ausgezeichneter Denker geworden sein.

Längere Jahre betheiligte ich mich an diesen Sonntagsvorlesungen und zog mich erst dann von denselben zurück, als meine übrigen Arbeiten mir nicht mehr erlaubten, mich mit ihnen zu beschäftigen.

Daß ich auch viele Jahre Mitglied der Privat-Armenanstalt war und längere Zeit das Amt eines Secretärs in derselben versah, sei hier nur im Vorbeigehen erwähnt.

Dagegen muß ich noch etwas ausführlicher von einem Vereine ganz anderer Art reden, der mir sehr am Herzen lag, die Société des amis des arts. Die erste Idee zur Gründung dieser Gesellschaft ging nicht von mir, sondern von Carl Schuler, dem trefflichen Zeichner und Kupferstecher, aus. Er hatte sich längere Zeit in Freiburg im Breisgau aufgehalten, wo ein kleiner Kunstverein existirte. Nachdem er sich nun, infolge seiner Vermählung mit der Tochter des ausgezeichneten Gymnasiallehrers Aufschlager, hier niedergelassen hatte, kam er auf den Gedanken, auch in Straßburg einen Kunstverein ins Leben zu rufen. Er sprach, da ihm meine Liebe zur bildenden Kunst nicht unbekannt war, sich in diesem Sinne gegen mich aus. Die Idee eines hier zu gründenden Kunstvereins leuchtete mir nun sehr ein; allein ich sah zugleich auch alle Schwierigkeiten, welche einem solchen Vorhaben in den Weg treten würden. Gab es doch nicht leicht eine Stadt, wo die Liebe zur bildenden Kunst so gänzlich erstorben war, als Straßburg. Dennoch kamen wir überein, einen Versuch zu machen.

Es war im Jahre 1829, als wir zu diesem Zweck in Schulers Wohnung eine Versammlung aller der Personen veranstalteten, die uns gegen die Kunst nicht ganz gleichgültig zu sein schienen. Wir fanden doch mehr Anklang, als wir erwartet hatten, und es war drauf und dran, daß ein solcher Verein ins Leben träte, als die Julirevolution ausbrach und Alles vereitelte. Aber kaum hatte sich die politische Erregung gelegt, so nahmen wir die Sache wieder auf. Nach längerer Berathung über den Gegenstand redigirte ich die Statuten, die während einer Reihe von Jahren der Gesellschaft zur Grundlage gedient haben. Auf meinen Vorschlag wandten wir uns an die Stadtverwaltung mit der Bitte, uns ein Local im Schlosse einzuräumen, was uns auch bereitwilligst gewährt wurde. So entstand, im Jahre 1832, unsere Gesellschaft, vorerst mit achtzig Mitgliedern. Wir organisirten Kunstausstellungen, die aber sehr dürftig blieben, da es uns an Bildern mangelte. Bei aller Mühe, die wir anwandten, wollte es mit unserem Vereine nicht recht vorwärts. Er konnte nicht leben und konnte nicht sterben.

Eines Tages ging ich nun mit Herrn Frommel, dem bekannten bereits verstorbenen Galleriedirector von Carlsruhe, in unserem Ausstellungssaale umher. Ich klagte ihm unsere Noth und fragte ihn, wie sie es denn in Carlsruhe machten, um den dortigen Kunstverein am Leben zu erhalten? Er gestand mir offen, daß sie auch viel Mühe hätten, sich Bilder zu verschaffen, um jedes Jahr eine anständige Ausstellung zu veranstalten. So kam uns beiden der Gedanke, ob die beiden Kunstvereine von Straßburg und Carlsruhe sich nicht verbinden könnten, um mit vereinten Kräften für die Förderung der Kunst und Kunstliebe zu wirken. Wir beschlossen, den Versuch zu machen, ein solches Bündniß zu stande zu bringen, und auch die Kunstvereine von Darmstadt, Mannheim und Mainz herbeizuziehen. Wir ließen nun unsere Einladungen ergehen; an Pfingsten 1836 sollten die Abgeordneten aller Vereine, die dem Bündnisse beizutreten wünschten, in Heidelberg zusammenkommen. Vierzehn Mitglieder des Straßburger Vereins erklärten sich zuerst bereit, nach Heidelberg zu gehen. Als aber der Tag herankam, hatten alle Abhaltungen oder schützten solche vor. Ich begab mich daher ganz allein nach Heidelberg, wo ich die Abgeordneten von Darmstadt, Carlsruhe, Mannheim und Mainz traf. Wir versammelten

uns in einem Hause jenseits des Neckars und setzten nach reiflicher Berathung die Statuten unseres Bündnisses auf. Die Anwesenden waren: als Abgeordneter von Carlsruhe, Director Frommel; von Mannheim, der liebenswürdige Hofkammerrath von Friedrich; von Darmstadt, der berühmte Kupferstecher Professor Felsing; von Mainz, der Bildhauer Scholl. Außerdem war auch der Maler Götzenberger zugegen, damals ein junger, liebenswürdiger Mann, der später als Verbrecher verurtheilt und des Landes verwiesen wurde. Es war eine schöne Zusammenkunft.

Durch diese Association rhénane des Arts, zu welcher später noch Stuttgart und Freiburg traten, nahmen die Kunstvereine der genannten Städte einen neuen Schwung. Auch glaubte man mir in Straßburg für meine Mitwirkung zur Gründung derselben nicht genug danken zu können.

Schon längst war ich Präsident des hiesigen Vereins und blieb es auch noch eine Reihe von Jahren hindurch. In dieser Eigenschaft wohnte ich öfters den Centralversammlungen der Delegirten sämmtlicher Vereine bei. Das waren jedesmal interessante und freundliche Tage für mich, besonders wegen der Achtung, die man jedesmal dem Straßburger Verein erwies. Diesem widmete ich viel Zeit und Kraft. Ich that es gern, da ich von tüchtigen Männern unterstützt war, die meinen Kunstgeschmack theilten. Allein als einige meiner liebsten Mitarbeiter, wie Schuler, Fries, Kirstein, mir durch den Tod entrissen wurden, als andere, wie Aug. Arnold und Professor Oppermann, aus dem Comité austraten, als dagegen eine Anzahl von Männern in dasselbe gewählt wurden, welche der realistischen Malerei huldigten, und es darauf anlegten, mit den deutschen Vereinen zu brechen, da sah ich, daß meine Zeit aus war, und schied schweren Herzens aus einem Comité, in welchem ich so lange gewirkt hatte.

In den sechziger Jahren trat dann der hiesige Kunstverein aus dem rheinischen Verbande aus und suchte, in Verbindung mit Metz und Nancy, einen französischen Kunstverein zu gründen. Von jetzt an wurden die Ausstellungen immer dürftiger. Dann kam der Krieg, das Bombardement, die Vernichtung unseres städtischen Museums, und von der einst so blühenden Société des amis des Arts, die zur Weckung des Kunstsinnes in Straßburg so viel beigetragen, blieb fast nichts mehr übrig.

Es erübrigt mir noch, etwas von dem Gutenbergfeste zu sagen, zu dem ich auch den ersten Anstoß gegeben. Ich muß es gestehen, wenn ich über den Gärtnersmarkt gehe, regt sich oft in mir ein Gefühl von Stolz, denn ich sage mir, daß ohne mich wahrscheinlich das Standbild Gutenbergs den Platz nicht zieren würde.

Es war im Jahre 1840. Längst hatte die Stadt Mainz ihre Absicht angekündigt, zum Andenken an die Erfindung der Buchdruckerkunst ein glänzendes Fest zu veranstalten und Gutenberg eine Bildsäule zu setzen; in Straßburg dagegen, wo Gutenberg den besten Theil seiner Erfindung gemacht hat, regte sich kein Mensch, um durch ein ähnliches Fest die Ansprüche Straßburgs an jene wichtige Erfindung zu documentiren. Zu öfteren Malen sprach der gute Professor Herrenschneider mir sein Bedauern darüber aus. Ich redete mit mehreren meiner Freunde über die Sache, allein es war keiner willig, mit mir die ersten Schritte zur Veranstaltung eines solchen Festes zu thun. Jung selbst, der doch für die Ehre seiner Vaterstadt sehr eingenommen war, wollte nichts davon wissen. Doch verlor ich den Muth nicht. Einst war das Kränzchen, zu welchem ich im Jahre 1821 mit mehreren Freunden zusammengetreten, und das vierzig Jahre lang fortgedauert hat, bei Berger-Levrault. Während des Nachtessens fing ich nochmals an, die anwesenden Freunde (außer Berger noch Jung, Willm, Hepp, Münch und Strobel) aufzufordern, mit mir Hand anzulegen, um eine Gutenbergsfeier zu veranstalten. Aber auch diese neue Aufforderung fand keinen Anklang. Voller Entrüstung erklärte ich nun, daß, wenn mich Niemand unterstützen wollte, ich die Sache allein in die Hand nehmen würde. Jetzt endlich erklärte Berger, er wolle mithalten. So beschlossen wir, den folgenden Tag zu Herrn von Türckheim, der damals noch Maire von Straßburg war, und zu dem Rector der Akademie zu gehen, um sie zu bitten, uns in unserm Vorhaben zu unterstützen. Das thaten wir denn auch, und beide gingen bereitwilligst auf unsere Vorschläge ein. Sie waren der Meinung, man müsse damit anfangen, die Decane der verschiedenen Fakultäten zu versammeln und diese für das Unternehmen zu interessiren. Es wollte mir gleich vorkommen, als ob dies nicht der geeignete Weg wäre, um zum Ziele zu gelangen. Meine Vermuthung erwies sich bald als vollkommen begründet. Sämmtlich schon vorgerückten

Alters, waren die Herren Doyens nicht die Männer, um hier thätig einzugreifen. Man adjungirte ihnen zwar einige andere Herren, z. B. den berühmten Juristen Ristelhuber, der in der Geschichte Straßburgs und der Verfassung der ehemaligen freien Reichsstadt sehr erfahren war; dieser sprach beinahe mit Spott von unserem Projekte. Jetzt erst erkannte man, daß hier jüngere Männer berufen werden müßten. Wir wandten uns an die Herren Börsch, Silbermann, Lichtenberger, den Advocaten, und andere. Jetzt ging es. Herr Silbermann namentlich bewies einen seltenen Eifer und eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, um die Sache ins Werk zu setzen.

Anfangs waren unsere Projekte sehr bescheiden: es handelte sich bloß um ein Fest und eine irgendwo an geeignetem Platze anzubringende Gedächtnißtafel. Aber je weiter wir die Sache betrieben, desto großartiger entwickelte sich unser Plan, besonders nachdem der berühmte Bildhauer David sich angeboten hatte, uns unentgeltlich eine Gutenbergstatue zu liefern. Das Erz dazu schenkte die Regierung in alten Kanonen. So kam denn nach und nach das Gutenbergfest zu stande, unstreitig das schönste und großartigste Volksfest, das Straßburg jemals gefeiert hat, und das Gutenbergstandbild, das heute noch unsern Gärtnersmarkt ziert. Ueber die weiteren Vorbereitungen zu diesem Feste und die Feier selbst brauche ich mich hier nicht weiter auszulassen. Herr Silbermann hat einen Bericht hierüber veröffentlicht, der an Genauigkeit und Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Aber ich darf wohl sagen, daß es für mich ein süßes Gefühl ist, bei dieser besonderen Gelegenheit die Ehre Straßburgs gerettet zu haben.

Ebenso habe ich dazu beigetragen, daß der Congrès scientifique im Jahre 1845 zu stande kam. Die Ankündigung desselben hatte in Straßburg keinen Anklang gefunden. Niemand wollte sich dazu hergeben, die Sache in Gang zu bringen. Und doch wäre es eine Schmach für Straßburg gewesen, wenn er hier nicht hätte gehalten werden können. Ich nahm endlich die Sache in die Hand, bildete ein provisorisches Comité und berief eine große Versammlung in den Hörsaal der Faculté des Sciences. Jetzt ging es. Man wollte mich zum Präsidenten ernennen; ich schlug es aber aus, weil ich als protestantischer Theologe vielen Katholiken ein Dorn

im Auge gewesen wäre. Der Congreß nahm dann einen glänzenden Verlauf. Vielen Beifall erwarb mir eine Rede, in welcher ich die Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Decentralisation in Frankreich vermittelst der Gründung einer Mehrzahl von vollständigen Universitäten ins Licht zu setzen suchte. Viel weniger Glück hatte ich dagegen mit einer Rede, in der ich die öffentlichen Preisvertheilungen in den Schulen und die übermäßige Aufregung des Ehrgeizes bei den Schülern angriff. Ungeachtet Herr Naville aus Genf mich kräftigst unterstützte, sprach die Mehrzahl der Anwesenden sich für das bestehende französische System aus.

Schriftstellerische Thätigkeit.

Meine schriftstellerische Thätigkeit begann ich im Jahr 1812 mit einer akademischen Dissertation über die Feindesliebe (De amore inimicorum quatenus ille virtus dici possit christianae religioni propria. Argent. 1812). Es war zwar damals in Straßburg nicht Brauch, daß die Theologiestudirenden eine Abhandlung drucken ließen; doch hatten es einige, Emmerich, Himly und Edel, gethan, und ich wollte ihrem Vorgange folgen. Indessen schwankte ich lange hinsichtlich des Themas. Dr. Blessig schlug mir das obige vor, welches ich auch wählte und alsobald bearbeitete. Diese Erstlingsschrift, die ich, auf Anrathen meines Oheims, des Consistorialraths in Köln, Herrn Jacobi, dem damaligen Präsidenten des Generalconsistoriums und Directoriums für die unterrheinischen Departemente, widmete, wurde in den Wachler'schen Annalen mit Lob zur Anzeige gebracht.

Ich ahnte damals nicht, wie viele Werke diesem ersten Versuche folgen würden. Lange Jahre vergingen übrigens, ehe ich wieder daran dachte, etwas zu veröffentlichen. Erst gegen Ende der zwanziger Jahre, als ich an dem protestantischen Seminar und der theologischen Fakultät die christliche Sittenlehre vortrug, entschloß ich mich, um des lästigen Dictirens von Paragraphen überhoben zu sein, ein Handbuch herauszugeben. So erschien denn mein Lehrbuch derchristlichen Sittenlehre" (Straßb. 1829 und 1832; zwei

Bände). Ich habe später eingesehen, daß ich dieses Werk zu frühe herausgegeben; ich hätte wenigstens zehn Jahre damit warten und die Wissenschaft, um die es sich handelte, erneuter Durchforschung unterwerfen sollen. Trotz seiner Mängel wurde das Buch, bei seinem Erscheinen, günstig beurtheilt, und auch später von Schmid, in Tübingen, in seiner „Christlichen Sittenlehre" mit Anerkennung angeführt.

In den dreißiger Jahren trug ich mich dann mit einem großen Plan: ich wollte nach und nach eine Reihe von Schriften über die wesentlichsten theologischen Disciplinen in französischer Sprache herausgeben und so den Grund zu einer neuen theologischen Literatur für das protestantische Frankreich legen. Meine «Etudes philosophiques sur le Christianisme» (Paris et Strasbourg, 1839, Tome I[er]), deren erste Capitel bereits in den von Freund Willm und mir herausgegebenen «Essais et fragments de philosophie et de théologie» (Paris et Strasbourg, 1837—1838) erschienen waren, sollten die Reihe eröffnen. Allein zu meinem schmerzlichen Erstaunen fand diese Schrift in Frankreich gar keinen Anklang. Vielen erschienen meine Behauptungen zu kühn. Selbst Freund Fontanès, der damals in Nîmes den Evangéliste herausgab, wagte das Buch kaum durch einige Zeilen anzukündigen. Desto freundlicher wurden meine «Etudes» in Deutschland aufgenommen. Mehrere Journale, unter andern Röhrs „Kritische Predigerbibliothek" (1840, I. Heft), führten sie mit Lob an, und mehrere Gelehrte, wie z. B. der bekannte Schriftsteller Grävell, schrieben an mich, um mich zur Fortsetzung derselben aufzumuntern. Sie wurden auch ins Deutsche und später in das Holländische übersetzt. Aber die Kälte, mit der sie in Frankreich aufgenommen worden waren, entmuthigte mich dergestalt, daß ich auf die Fortsetzung des Werkes verzichtete und den zuerst gefaßten Plan gänzlich fallen ließ.

Um dieselbe Zeit, d. h. zwischen 1838 und 1842, veröffentlichte ich meine „Christlichen Vorträge" (Straßburg, 1838 und 1842) in zwei Bänden. Es war die Epoche, wo die pietistische Bewegung in Straßburg im vollsten Gange war. Die heftigste Polemik wurde auf die Kanzel gebracht und viele Gemüther erhitzt und fanatisirt. Alles was die traditionelle Dogmatik Uebertriebenes und Irriges in sich schloß, wurde wieder zu Markte getragen und nicht selten

auf eine unerhörte Spitze getrieben. Die freisinnigen Theologen dagegen, besonders die Professoren der Theologie, wurden öffentlich als Ungläubige und Abtrünnige bezeichnet. Diesem Unwesen zu begegnen und offen darzulegen, wie ich das Christenthum zu predigen pflegte, gab ich meine Vorträge heraus, die auch in Deutschland eine günstige Aufnahme fanden.

Die Einführung der Jesuiten in Straßburg veranlaßte mich kurz nachher zur Abfassung eines Schriftchens, das ein gewisses Aufsehen erregte: „Was haben wir Protestanten von den Katholiken zu befürchten? — Ein Gespräch" (Straßburg, 1843). Gleichzeitig mit jener Einführung hatte sich nämlich eine Fluth polemischer Schriften über Stadt und Land ergossen, welche die niederträchtigsten Schmähungen über die Reformation und die Reformatoren enthielten. Im protestantischen Publikum entstand hierdurch die gewaltigste Aufregung, und von allen Seiten wurden Anklagen gegen die Geistlichen laut, die auf jene Schmähungen nicht antworteten. Ich versammelte daher sämmtliche Geistliche der Stadt, um mit ihnen zu berathschlagen, was von unserer Seite zu geschehen hätte. Wir kamen überein, daß wir von der Kanzel herab den Protestantismus vertheidigen und uns zugleich in Flugschriften an das Volk wenden sollten. Ich glaubte, diesem Beschlusse alsobald nachkommen zu müssen, und fing schon am nächstfolgenden Sonntag eine Reihe von Predigten zur Vertheidigung des Protestantismus an, die Sensation machten. Zugleich veröffentlichte ich das oben angeführte Schriftchen, das ich vorher einigen Collegen, namentlich Herrn Pfarrer Röhrich von St. Wilhelm, mitgetheilt hatte. Und was geschah nun? — Sämmtliche Pfarrer ließen mich allein im Feuer; kein einziger that den Mund auf, um mich zu unterstützen, einige tadelten sogar mein Vorgehen. Das Schriftchen ging indessen reißend ab und erreichte in kürzester Zeit eine dritte Auflage.

Noch größeres Aufsehen verursachten meine „Betrachtungen über Christenthum und christlichen Glauben in Briefen" (Straßburg, 1845 und 1846, zwei Bände). Sie waren zunächst dazu bestimmt, den dogmatischen Repristinationsgelüsten, hier und auch in Deutschland, durch eine vernunftgemäße Auffassung des Christenthums entgegenzutreten. Ich schrieb sie mit warmem Eifer in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit nieder. Keine meiner Schriften wurde so

verschieden, so contradictorisch beurtheilt wie diese. Während Röhrs „Kritische Predigerbibliothek“ derselben großes Lob spendete, und auch andere Journale, die nicht gerade dem Röhr’schen Rationalismus huldigten, sie sehr freundlich beurtheilten, wurde sie von Edmond Schérer in der «Réformation au dix-neuvième siècle» und in der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ mit Schmähungen überhäuft und ich selbst persönlich angegriffen. Indessen hat das Werk eine weite Verbreitung gefunden und mir besonders in Deutschland viele Freunde erworben. Aber auch in Frankreich, wo Herr Cazaux aus Nimes es ins Französische übersetzte und 1854 unter dem Titel: «Christianisme et Foi chrétienne» herausgab, hat es Anklang und Verbreitung gefunden.

Neben diesen Schriften mehr praktischer Natur, zu denen noch eine kleine Predigtsammlung: „Das Gebet des Herrn in neun Predigten“ (Straßburg, 1853) und ein Dialog über „Die protestantische Freiheit“ (Straßburg, 1857) kommen, gab ich auch, seit 1842, mehrere wissenschaftliche Werke heraus, vor allem: „Die Lehre von den göttlichen Eigenschaften“ (Hamburg, 1842). Es sollte diese Arbeit ursprünglich eine Abhandlung und zwar von mäßigem Umfange werden, und sie wuchs zu einem Buche an. Keine meiner Schriften fand übrigens einen so ungetheilten Beifall wie diese. Nicht allein wurde sie bei ihrem Erscheinen in mehreren Journalen sehr günstig beurtheilt, sondern auch in späteren Werken, z. B. in Rothes „Theologischer Ethik“, in Schweizers „Christlicher Glaubenslehre“ u. a., mit Anerkennung angeführt. Der Druck des Buches fiel in die Zeit des furchtbaren Brandes von Hamburg, in welchem auch die Buchhandlung von Perthes zerstört wurde. Ich fürchtete daher eine Zeit lang, daß mein Werk ein Raub der Flammen geworden sei; allein die Exemplare desselben waren eben noch nach Gotha abgegangen.

Für die „Studien und Kritiken“ schrieb ich im Jahre 1843 einen ausführlichen Bericht über die „Zustände der protestantischen Kirche Frankreichs“. Ich that es auf Professor Ullmanns ausdrückliche Bitte und ohne zu wissen, daß derselbe ein ähnliches Begehren an meinen Collegen Reuß gerichtet hatte. So erschienen zwei Arbeiten über denselben Gegenstand in seiner Zeitschrift; da indessen Professor Reuß sich speciell mit dem Zustande der wissen-

schaftlichen Theologie in Frankreich beschäftigte, so vervollständigten sie einander. Beide wurden besonders abgezogen und fanden so weitere Verbreitung.

Mit der „Weisheitslehre der Hebräer, ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie" (Straßburg, 1851) wollte ich eine Lücke in der Geschichte der Philosophie ausfüllen. Es hatte mich nämlich immer befremdet, daß man in den Werken, welche diese Geschichte behandelten, den Hebräern gar keine Stelle anwies, oder einfach erklärte: sie hätten keine Ahnung von Philosophie gehabt. Und doch erschienen mir Hiob, die Proverbien, der Kohelet als eigentliche religiös-philosophische Produkte. Ich unternahm es daher in dem genannten Werke, eine Darstellung der Philosophie oder Weisheitslehre der Hebräer zu geben, und hatte auch die Freude, das Werk in Deutschland mit großem Beifall aufgenommen zu sehen. Nicht allein in den „Blättern für literarische Unterhaltung", im „Deutschen Museum", im „Prot. Kirchenblatt für die Pfalz", sondern auch in Fichtes „Zeitschrift für Philosophie", in Ewalds „Jahrbüchern" und in den „Heidelberger Jahrbüchern" fand es eine günstige oder sogar rühmende Erwähnung. In das Holländische wurde es durch Dr. Ruever-Gronemann 1853 übersetzt.

Eine kleine Schrift, die ich ursprünglich für Niedners „Zeitschrift für historische Theologie" geschrieben hatte, und besonders abziehen ließ, „Ueber das Princip der weltüberwindenden Macht des Christenthums" (Gotha, 1856), wurde ebenfalls ins Holländische und ins Französische übertragen. Sie war dem bekannten Werke Ullmanns über „Das Wesen des Christenthums" entgegengesetzt. Ullmann schrieb mir darüber einen überaus freundlichen Brief, spendete meiner Arbeit großes Lob, bemerkte aber, daß ich ihn von seinen Ansichten nicht abgebracht habe.

Von andern wissenschaftlichen Werken, die ich herausgegeben, sind hier noch zu nennen: „Die Lehre von der Präexistenz der menschlichen Seele, historisch-kritisch dargestellt" (Straßburg, 1859) gegen die von Julius Müller in seinem Werk: „Die christliche Lehre von der Sünde" aufgestellten Theorien gerichtet, und die „Theorie des Bewußtseins, ein psychologischer Versuch" (Straßburg, 1864), von meinem jungen Collegen A. Weber, in der «Revue de théologie», und von meinem verehrten Freunde Fichte, in der „Zeitschrift für Philosophie",

sehr günstig recensirt. Dieses letzte Werk verschaffte mir die nähere Bekanntschaft des berühmten Criminalisten Mittermayer in Heidelberg, der es wohl allzu hoch anschlug.

Die „Theorie des Bewußtseins" war mein letztes wissenschaftliches Werk. Seitdem hat das Uebermaß der auf mir lastenden Geschäfte mich zu keiner anhaltenden schriftstellerischen Arbeit mehr kommen lassen. Doch habe ich noch fleißig an Dr. Schenkels „Allgemeiner kirchlicher Zeitschrift" und an der „Protestantischen Kirchenzeitung" mitgearbeitet. Mit den Herausgebern von beiden stand ich in beständigem Briefwechsel. Krause von Berlin bezeugte mir viel Achtung; sein Hinscheiden, im Jahre 1867, war mir sehr schmerzlich.

Seit 1867 habe ich auch eine Reihe von Artikeln zu Dr. Schenkels „Bibel-Lexikon" geliefert, und in diesen letzten Zeiten in der von Dr. Paul Schmidt und Franz von Holtzendorff herausgegebenen „Protestantenbibel Neuen Testamentes" den Brief an die Philipper und den Brief Jacobi bearbeitet.

Was ich sonst noch an Predigten, Gedächtnißreden u. s. w. habe drucken, oder an Artikeln und Abhandlungen in verschiedenen Journalen und Zeitschriften (in der von Willm redigirten «Revue germanique», in dem von Inspector Böckel herausgegebenen „Kirchen- und Schulblatt", in der „Allgemeinen Kirchenzeitung", in den „Theologischen Studien und Kritiken", in dem «Evangéliste» von Fontanès und in dem «Lien» von Athanase Coquerel) habe erscheinen lassen, braucht hier nicht besonders erwähnt zu werden. Ebensowenig rede ich von der französischen Uebersetzung von Gieselers „Dogmengeschichte", die ich mit Herrn Flobert, dem Uebersetzer von Hases Kirchengeschichte, unternahm, und die zwar in Frankreich einen sehr guten Absatz fand, aber mir manche Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten bereitete. Ich habe hier die Erfahrung gemacht, wie schwierig es ist, zu zweien zu arbeiten.

Ich habe mich sonst noch mit manchen literarischen Projekten getragen, die nicht zur Ausführung gekommen sind. Schon in den zwanziger Jahren hatte ich den Vorsatz gefaßt, eine biblische Anthropologie herauszugeben. Man hatte damals nichts über den Gegenstand als Oberthürs dickangeschwollenes, aber ordnungsloses Werk. Ich sammelte viel zu diesem Zwecke, kam aber nicht an die Ausführung des Buches.

Später wollte ich ein Werk über die Liebe schreiben. Die Liebe psychologisch und speculativ durchzuführen, dabei auf das Wichtigste, was darüber geschrieben worden, zurückzublicken, wäre eine schöne Aufgabe, die tief in die Psychologie, Moral und Religionsphilosophie eingriffe. Auch für dieses Werk hatte ich schon Einiges gesammelt.

Ebenso für ein Werk über die Lehre vom heiligen Geiste. Ich kam davon ab, weil Kahnis den ersten Theil seines Buches über diesen Gegenstand herausgab. Ich wollte den zweiten, speculativen Theil abwarten, der aber nicht erschienen ist. Noch habe ich es nicht ganz aufgegeben, dieses Werk zu schreiben, aber werde ich die nothwendige Kraft und Zeit dazu finden?

Es schwebt mir auch eine Abhandlung über das „Natürliche und Uebernatürliche" vor, und schließen möchte ich meine schriftstellerische Thätigkeit mit „Abschiedsreden an Geistliche", gleichsam mein letztes Vermächtniß. Aber werde ich noch dazu kommen, sie niederzuschreiben?

Wirksamkeit in den Jahren 1870 bis 1872.

Während der verhängnißvollen Jahre 1870—1872 waren meine Stellung und meine Thätigkeit so eigener Art, daß es mir zweckmäßig erscheint, die Schilderung derselben zum Gegenstand eines besonderen Abschnittes zu machen.

Von den Ereignissen des Krieges und der schonungslosen Beschießung Straßburgs spreche ich nicht. Gott hat mich und meine Familie in diesen schrecklichen Zeiten wunderbar beschützt. Wir waren, wie so viele Andere, täglich, stündlich den größten Gefahren ausgesetzt . . . Er hat über uns gewacht und uns nicht allein das Leben, sondern auch die Gesundheit damals erhalten. Sein Name sei hierfür gepriesen!

Den Tag nach der Uebergabe Straßburgs trafen Generallieutenant von Bismarck-Bohlen, als Generalgouverneur, und Herr von Kühlwetter, als Civilcommissär, in Straßburg ein. Wenige Tage später erschien eine Proklamation, durch welche Herr von

Bismarck-Bohlen diejenigen alle, die ein öffentliches Amt bekleideten, in den Gasthof zur Stadt Paris, wo er seine Wohnung genommen, entbot. Ich berief alsbald die Decane der verschiedenen Fakultäten, um mich mit ihnen darüber zu verständigen, was wir thun sollten. Herr Aubry erschien nicht; dagegen fanden sich die Herren Stoltz, Bach und Bergmann bei mir ein. Die beiden ersten waren nicht der Meinung, daß wir der Einladung des Generalgouverneurs Folge leisten sollten; sie fürchteten, durch einen solchen Schritt ihre französische Nationalität zu gefährden. Doch gaben sie am Ende der Betrachtung Raum, daß unser Erscheinen uns in keiner Weise compromittiren werde, während eine Abstention übel gedeutet und nicht bloß uns, sondern unseren respektiven Fakultäten schaden könnte. Wir fanden uns also alle bei dieser Präsentation ein. Herr von Bismarck-Bohlen hielt zuerst eine Ansprache, in welcher er verkündete, daß Elsaß-Lothringen von den Deutschen nicht mehr aufgegeben werden würde, daß aber die Sieger sich bestreben würden, die durch den Krieg geschlagenen Wunden wieder zu heilen, und ließ sich dann mit jedem Einzelnen in eine kürzere oder längere Unterredung ein.

Wenige Tage nachher erhielt ich von Frau von Patow, mit der ich von früher her befreundet war, ein Schreiben, worin sie mir meldete, daß ich von ihr und ihrem Gemahl, dem ehemaligen preußischen Finanzminister, dem Herrn Generalgouverneur sowie dem Herrn Civilcommissär angelegentlichst empfohlen worden sei, und daß ich mich daher, bei vorkommenden Schwierigkeiten, mit vollem Vertrauen an sie wenden solle. Dies Schreiben weckte den Gedanken in mir, wie schmerzlich auch die Verhältnisse sein möchten, mich nicht zurückzuziehen, sondern das Meinige zu thun, um die Interessen der Stadt und namentlich der Akademie und der Kirche zu wahren. In diesem Gedanken schrieb ich an beide Herren, bat um eine Audienz und wurde von dem Einen wie von dem Andern aufs freundlichste empfangen. Ich benutzte die Gelegenheit, um Herrn von Bismarck-Bohlen zu fragen: ob die Professoren der Akademie ihre gewohnte Thätigkeit wieder antreten könnten? und erhielt die Antwort: die Behörde wünsche nichts sehnlicher, als daß die Professoren, wie Jedermann, die durch den Krieg unterbrochene Thätigkeit wiederum aufnehmen möchten. Diese Aeußerung bewog

mich, für die Erhaltung unserer Akademie Alles zu thun, was in meinen Kräften wäre.

Bald bot sich die Gelegenheit dazu dar. Es mochten seit der Uebergabe der Stadt etwa acht Tage verflossen sein, als ich dem Secretär der Akademie, Herrn Hallüite, begegnete, der mir zu meinem höchsten Erstaunen mittheilte, daß der Rector, Herr Cheruel, seit mehreren Tagen abgereist sei, um die ihm übertragene Stelle als Recteur der Akademie von Poitiers zu übernehmen. Auf die Frage, ob Herr Cheruel Jemand bezeichnet habe, um ihn provisorisch zu ersetzen, antwortete er, es sei Niemand hierzu bezeichnet worden. Ich erwiderte, daß in diesem Falle ich, als der älteste der Professoren, mich an die Spitze der Akademie stellen würde, bis die Stelle wieder besetzt wäre. Freilich kam dies Vorhaben nicht zur Ausführung; denn kaum war meine desfallsige Aeußerung bekannt geworden, so vernahm ich auch, daß sie von nicht wenigen Personen übel aufgenommen worden sei, die mir als Anmaßung auslegten, was doch von mir nur ein Akt der Hingebung war, um die Akademie von dem Auseinanderfallen zu bewahren. Das war natürlich Grund genug für mich, die Uebernahme der Rectoratsgeschäfte zu verweigern.

Indessen glaubte ich doch etwas thun zu müssen, um die Auflösung unserer Akademie zu verhindern. Ich ließ noch einmal die Decane der verschiedenen Fakultäten zu mir bitten und machte ihnen den Vorschlag, die Collegien wieder zu eröffnen. Allein dieser Vorschlag fand keine günstige Aufnahme: Herr Stoltz antwortete nichts darauf; Herr Bach erklärte, daß er sich aller ferneren akademischen Thätigkeit enthalten werde; Herr Bergmann, der noch zweifelhaft war, ob er eine ihm in Dijon angebotene Stelle annehmen solle, sprach sich zweifelhaft aus. Herr Aubry wohnte unserer Zusammenkunft nicht bei. Ich erkannte somit, daß von meinen Collegen der andern Fakultäten nichts zu erwarten sei.

Ich war folglich mit meinen Bemühungen auf die einzige theologische Fakultät angewiesen. Diese wenigstens wollte ich am Leben erhalten. Zu diesem Ende versammelte ich alle Professoren, nebst den Herren Baum und Cunitz, die im protestantischen Seminar theologische Vorlesungen hielten, und stellte den Antrag, zusammenzuhalten und so bald als möglich unsere Vorlesungen wieder zu

beginnen. Mein Antrag wurde zwar nicht verworfen, fand aber keine ungetheilte Annahme. Herr Colani erklärte schriftlich, daß er seine Demission geben werde; von Herrn Sabatier, der nicht gegenwärtig war, konnte das Gleiche erwartet werden. Auch die Herren Schmidt und Lichtenberger erklärten, daß sie ihre Professur niederlegen würden. Dagegen fanden sich die Herren Reuß, Baum und Cunitz bereit, ihre theologischen Vorlesungen wieder aufzunehmen, und auf unsere dringenden Vorstellungen hin ließen sich auch die Collegen Schmidt und Lichtenberger bewegen, ihre akademische Thätigkeit wieder zu beginnen und sie wenigstens bis Ostern fortzusetzen.

So war das Leben unserer theologischen Schule für den Augenblick gerettet. Doch konnte an eine Wiederaufnahme der Collegien nicht gleich gedacht werden, da die Räume des Seminars noch immer als Spital dienten. Erst gegen Ende November konnten die Hörsäle eingerichtet werden. Die dem Collegium Wilhelmitanum angehörigen Studenten bezogen nun wieder ihre Wohnungen zu St. Thomä; alle Collegien, mit Ausnahme derjenigen der Herren Colani und Sabatier, kamen nach und nach in Gang. Es that uns wohl, wieder in unsere gewohnte Thätigkeit eingetreten zu sein.

Unterdessen war der ehemalige badische Staatsminister, Herr von Roggenbach, nach Straßburg gekommen, mit dem Auftrage, sich ohne Verzug mit der Gründung einer neuen Universität zu befassen und dahin zu wirken, daß dieselbe im Frühjahr ins Leben träte. Herr von Roggenbach wandte sich auch an mich, und ich ließ es mir besonders angelegen sein, in die theologische Fakultät der neuen Universität, außer den Professoren der alten Fakultät, auch die Herren Baum und Cunitz zu bringen, die bisher im Seminar Theologie docirt hatten. Dies gelang mir auch ohne große Mühe. Da aber Herr Colani ausgetreten war, auch Herr Lichtenberger seinen Austritt auf Ostern angekündigt hatte, und ich mich ebenfalls dahin erklärt hatte, daß ich in die neue Universität einzutreten nicht die Absicht hätte, so mußten mehrere neue Professoren berufen werden. Herr von Roggenbach besprach sich mit mir hierüber zu wiederholten Malen. Kaum war es aber bekannt geworden, daß man mit der Berufung neuer Professoren umgehe, als unsere Orthodoxen sich in Bewegung setzten und es dahin zu bringen suchten, daß die-

selben aus den Reihen der bekenntnißtreuen Theologen gewählt würden. Sie bestürmten Herrn von Roggenbach und den Generalgouverneur mit ihren Bitten. Je geneigter sich nun der letztere zeigte, auf ihre Wünsche einzugehen, desto weniger war der erstere ihrem dringenden Ansuchen zugänglich. Er that übrigens nichts, ohne mich consultirt zu haben. Derjenige unter den Theologen Deutschlands, welchen er vor allen anderen für Straßburg zu gewinnen wünschte, war Professor Ritschl von Göttingen. Ich hatte gegen diese Berufung nichts einzuwenden. Aber Herr Ritschl konnte sich nicht entschließen, Göttingen zu verlassen, und schlug uns für die Stelle eines Extraordinarius den geliebtesten seiner Schüler, Herrn Zöpffel vor, der sich durch eine gediegene Arbeit über die Geschichte der Päpste einen guten Ruf erworben hatte und sich bereit erklärte, über die christliche Ethik zu lesen. Die Erkundigungen, die ich über die Tüchtigkeit und die theologische Richtung dieses jungen Gelehrten einzog, waren der Art, daß ich keinen Grund fand, mich seiner Berufung zu widersetzen. Das Augenmerk des Herrn von Roggenbach richtete sich ferner auf Professor Schultz in Basel, der unter dem Einflusse seines Lehrers Hengstenberg sich zuerst der confessionellen Theologie zugeneigt, später aber sich milderen Ansichten zugewendet hatte, und in Basel mit großem Erfolge lehrte. Ich hatte umsoweniger etwas gegen ihn einzuwenden, als er auch für unsere Orthodoxen nicht gerade eine persona ingrata war.

Derjenige unter den deutschen Theologen, welchen die orthodoxe und die streng lutherische Partei am dringendsten empfahlen und auf dessen Berufung sie am entschiedensten bestanden, war Herr Gustav Baur, Professor in Leipzig. Dieser war mir als Gelehrter ganz unbekannt. Ich zog daher Erkundigungen über ihn ein und erfuhr, daß er allerdings ein sehr begabter, auch in seinem Aeußern anziehender Mann, aber ein entschiedener Vertreter der in Leipzig blühenden lutherischen Orthodoxie sei! Jetzt begriff ich, warum unsere Bekenntnißtreuen so inständig um seine Berufung baten; das war aber auch Grund genug für mich, mich gegen dieselbe auszusprechen. Indessen gaben unsere Orthodoxen ihn noch nicht auf; nach der Entfernung des Herrn von Roggenbach und der Abberufung des Herrn von Bismarck erneuten sie ihre Anstrengungen bei dem Oberpräsidenten von Möller. Dieser war nicht abgeneigt, der ortho-

doxen Partei die verlangte Concession zu machen, ließ aber vorher noch mit mir hierüber conferiren. Jetzt glaubte ich mit allem Ernste vorgehen zu müssen; ich erklärte, daß, meiner innigsten Ueberzeugung nach, Herr Baur für Straßburg nicht passe, und ich, im Fall er berufen würde, augenblicklich meine Demission einreichen würde. Auf diese Erklärung hin wurde Herr Baur definitiv aufgegeben, und ich glaube, durch die Verhinderung seiner Berufung unserer theologischen Fakultät und unserer evangelischen Landeskirche einen großen Dienst geleistet zu haben.

Die Gründung einer Universität in Straßburg mußte nothwendigerweise eine Frage hervorrufen, die für den elsässischen Protestantismus von der höchsten Bedeutung war, die Frage nämlich, welches die künftigen Geschicke des protestantischen Seminars und der Stiftung St. Thomä sein würden. Ich fand es zweckmäßig, mich über diese Frage mit meinem Collegen Reuß zu besprechen Wir erkannten nun beide, daß durch die Gründung der Universität das Seminar als besonderer Lehrkörper zur Bildung evangelischer Theologen überflüssig werden würde, zugleich aber, daß man um so besorgter sein müßte, das protestantische Eigenthumsrecht auf die Stiftung St. Thomä aufs Neue gesetzlich zu sichern, was nur dadurch geschehen könnte, daß man zu den Bestimmungen, die vor 1789 bestanden, zurückkehrte und einen Theil der Präbenden zur Dotirung protestantischer Professoren der Universität verwendete. Wir waren auch der Meinung, daß man, bei der Bestimmung des Modus der Verleihung dieser Präbenden, das Uebergewicht des Capitels ebensowohl als das der Universität vermeiden und auf alle Weise darauf bedacht sein müßte, Mittel zu finden, durch welche die Verleihung der Präbenden an durchaus würdige und durch ihren Ruf der Stiftung zur Ehre gereichende Männer gesichert würde.

Daß diese Frage gleich von Anfang die deutsche Behörde beschäftigte, geht daraus hervor, daß schon im Spätherbste 1870 Herr Missionsdirector Dr. Fabri, den Herr von Bismarck-Bohlen hierher berufen hatte, um ihn über die kirchlichen Verhältnisse unseres Landes zu Rathe zu ziehen, sich mit dem Ersuchen an mich wandte, ihm meine Ansichten hierüber in einem vertraulichen Mémoire auseinanderzusetzen. Ich entsprach auch diesem Wunsche;

doch wurde vorderhand noch nichts festgesetzt. Später bat mich auch Herr von Roggenbach, ihm meine Ansichten über den wichtigen Gegenstand mitzutheilen. Es wurde dann, unter seiner Mitwirkung, in dem Oberpräsidium ein Gesetzentwurf betreffend die Stiftung St. Thomä ausgearbeitet, den Herr von Möller mir zu confidentieller Begutachtung mittheilte. Ich erkannte nun zwar in demselben die Principien, die ich in meinen Unterredungen mit Herrn von Roggenbach aufgestellt hatte, doch fand ich auch gar Manches, was mir einer Berichtigung zu bedürfen schien. Dieser Entwurf wurde nun einer gründlichen Ueberarbeitung unterworfen und in seiner neuen Gestalt dem Directorium übergeben, damit dasselbe ihn dem Oberconsistorium vorlege. Vorher glaubte aber das Directorium das Gutachten des Seminariums selbst einholen zu sollen. Dieses fand nun allerdings an dem Entwurfe Vieles auszusetzen und beantragte, nach langer und gründlicher Berathung, eine Reihe von Veränderungen in demselben. Das Oberconsistorium nahm auch diese Anträge mit wenigen Ausnahmen an, und man glaubte allgemein, daß der Entwurf in der von der kirchlichen Oberbehörde vorgeschlagenen Fassung dem Reichskanzleramt würde vorgelegt werden. Dies geschah aber nicht. Im Oberpräsidium wurde der Entwurf einer nochmaligen Ueberarbeitung unterworfen und ging dann endlich, mit neuen Bestimmungen versehen, nach Berlin ab.

Ich hatte Herrn von Roggenbach meine Absicht kund gethan, wenn die neue Universität ins Leben treten würde, aus der theologischen Fakultät auszuscheiden und meine Pensionirung zu verlangen. Die gleiche Absicht sprach ich gegen Herrn von Möller aus. Beide drangen inständig in mich, dieses Vorhaben nicht auszuführen; der Oberpräsident gab mir zu bedenken, daß man diesen Austritt politischen Gründen zuschreiben würde. Indessen wäre das für mich kein Grund gewesen, von meinem Vorhaben abzustehen. Dagegen stellten sich mir bei weiterer Ueberlegung andere Gründe dar, die mich bewogen, mit meiner Fakultät in die neue Universität überzugehen. Es schien mir nicht schicklich, eine Anstalt, an der ich fünfzig Jahre lang gewirkt hatte, in einem Augenblicke zu verlassen, wo sie ganz neuen Geschicken entgegenging. Außerdem aber hatte ich Rücksicht auf unsere Studirenden zu nehmen; hatten wir uns doch die Erlaubniß erbeten, sie während des ersten Semesters noch

nach gewohnter Weise in ihren Studien voranzuführen und mit denjenigen des dritten Jahres auch die zur Erlangung des Grades eines Bachelier en théologie nothwendigen Examina abzuhalten. Hier hatte ich offenbar noch mitzuwirken. Ich entschloß mich daher, mit meiner Fakultät in die neue Universität einzutreten, an ihrer Wirksamkeit während des ersten Semesters theilzunehmen, damit aber auch meine akademische Laufbahn zu beschließen.

Ich dachte nicht, daß dieser Entschluß für mich die ernstesten Folgen haben würde. Kaum nämlich hatte ich die Erklärung abgegeben, daß ich in die neue Universität eintreten wolle, so trat Herr von Roggenbach mit dem Wunsch an mich heran, das Rectorat der Universität wenigstens für das erste Semester anzunehmen. Diesem Wunsche setzte ich die entschiedenste Weigerung entgegen und glaubte die Sache damit abgethan. Aber Herr von Roggenbach kam wieder zu mir, legte mir seinen Wunsch in noch dringlicherer Weise ans Herz, versicherte mich, daß ich durch mein Alter und meine Erfahrungen für diese Stelle bezeichnet sei u. s. w. Vergebens war all mein Sträuben, vergebens waren alle Gründe, die ich ihm entgegensetzte; er verließ mich mit der Erklärung, daß es gar nicht anders sein könne und er mich als Rector der hiesigen Universität in Vorschlag bringen werde.

Ich hatte gewiß Unrecht, mich von Herrn von Roggenbach überreden zu lassen; ich hätte auf meiner Weigerung bestehen sollen. Das fühlte ich, nachdem er sich entfernt hatte; allein es war zu spät. Die Sache war entschieden, und es blieb mir nur die Reue, nachgegeben zu haben.

Meine Ernennung erfolgte schon anfangs April und wurde sogleich durch die Zeitungen bekannt gemacht. Alsbald ließen sich aber auch mißbilligende Stimmen in Straßburg und dem Elsaß vernehmen. Personen, die mir bisher befreundet gewesen, wandten sich von mir ab; einige scheuten sich nicht, mich öffentlich anzuklagen. Diese Aeußerungen der öffentlichen Mißbilligung waren mir sehr empfindlich, zumal sie sich mit der Reue vereinigten, die ich selbst darüber empfand, die mir angetragene Rectoratswürde nicht absolut ausgeschlagen zu haben. Dazu kam, daß dies Alles in eine Zeit fiel, wo auch die kirchlichen Verhältnisse mir viele Sorgen und Verdrießlichkeiten aller Art verursachten.

Indessen, was war zu thun? — Ich nahm an der Inaugurationsfeier der Universität in meiner Eigenschaft als Rector theil, beantwortete die Ansprache, mit welcher der Herr Oberpräsident die Feierlichkeit eröffnete, und die Begrüßungen der Abgeordneten der deutschen, österreichischen und schweizerischen Universitäten, und wurde wenige Tage nachher sämmtlichen Professoren als der Rector für das Sommersemester vorgestellt. Ich trat in meine neue Wirksamkeit ein, und fand bald, daß die Rectoratsarbeiten zahlreicher und zeitraubender waren, als ich gedacht hatte. Die meisten Verhältnisse waren ja noch ungeordnet. Jeden Tag brachte ich einen Theil des Morgens in dem Secretariat zu, um die laufenden Geschäfte zu besorgen; jede Woche hielt ich wenigstens eine Sitzung des akademischen Senates ab. Es gab viele Briefe zu schreiben, Berichte zu verfassen, Besuche zu machen und zu empfangen. Bedenkt man nun, daß ich jeden Tag meine Collegien zu lesen hatte, das kirchliche Inspectorat zu verwalten, den Sitzungen des Directoriums beizuwohnen, u. s. w.; erwägt man alle die Sorgen und Unannehmlichkeiten, die gerade in jener Zeit mir aus meinen kirchlichen Verpflichtungen erwuchsen, so wird man begreifen, daß die mir aufgebürdete Last über meine Kräfte ging. Ich wurde unwohl; die Heiserkeit, an der ich schon lange litt, nahm zu; bald trat eine völlige Erschöpfung ein. Ich fühlte, daß es Zeit sei, meine akademische Laufbahn abzuschließen. Ich kam um meine Pensionirung ein; sie wurde mir am 29. Juni gewährt.

Gewann in der verhängnißvollen Zeit, die auf die Uebergabe der Stadt folgte, meine akademische Wirksamkeit eine große Wichtigkeit, so war dies noch mehr der Fall bei meiner kirchlichen Wirksamkeit. Gerieth doch damals unsere elsässische Kirche in die Gefahr, ihrer bisherigen freien Bewegung beraubt und unter das confessionelle Joch gestellt zu werden, unter welchem sie in manchen Landestheilen Deutschlands seufzt. Unter diesen drohenden Verhältnissen fühlte ich mich, bei den kirchlichen Aemtern, die ich bekleidete, gedrungen, muthig voranzugehen und eine unermüdliche Thätigkeit zu entwickeln, und ich glaube mir auch das Zeugniß geben zu können, daß ich gethan habe, was in meinen Kräften stand, und daß meine Anstrengungen nicht ohne Erfolg geblieben sind.

Anfangs hoffte ich, daß der gewaltige Umschwung der Dinge auf unsere Kirchen keinen direkten Einfluß ausüben würde, und daß, wenn irgendwie Veränderungen in derselben vorgenommen werden sollten, dies durch eine Vereinbarung mit den legalen Repräsentanten der Kirche und im wohlverstandenen Interesse derselben geschehen würde.

Zu dieser Hoffnung berechtigten ja die abgegebenen Erklärungen. Schon am 15. September 1870, also noch vor der Kapitulation von Straßburg, hatte der damalige Civilcommissär von Hagenau aus die Erklärung erlassen, daß die bestehende Gesetzgebung der Kirche Augsburgischer Confession in Elsaß und Deutsch-Lothringen in ihrem Bestande werde erhalten bleiben. In gleichem Sinn äußerte sich Herr von Bismarck-Bohlen in der ersten Unterredung, die ich mit ihm hatte. Auf meine Frage, was unsere Kirche von der deutschen Regierung zu gewärtigen habe, antwortete er: es sei vorderhand keine Rede davon, in der gesetzlichen Organisation dieser Kirche die geringste Veränderung vorzunehmen. Preußen, als paritätischer Staat, wisse aus eigener Erfahrung, daß man an kirchliche Verhältnisse nur mit großer Vorsicht und Schonung rühren dürfe. Einer solchen vorsichtigen Schonung habe auch die evangelische Kirche des Elsaß von Seiten der deutschen Regierung zu gewarten. In ebenso beruhigender Weise äußerte sich der Civilkommissär, Herr von Kühlwetter, gegen mich.

Während mehrerer Monate ging auch die Verwaltung der Kirche in dem gewohnten Geleise fort. Zwar mußte die Session des Oberconsistoriums im October 1870 aus leicht begreiflichen Gründen unterbleiben. Ebenso wurden die Wahlen zur Erneuerung der Kirchenvorstände und Consistorien, welche im Januar 1871 hätten stattfinden sollen, auf eine spätere Zeit verschoben. Im Uebrigen aber fungirten die kirchlichen Behörden nach den vorgeschriebenen Normen. So auch das Directorium. Ob es gleich, in Folge des unmittelbar vor der Belagerung der Stadt geschehenen Austritts des Herrn Rau, nicht mehr vollzählig war, so setzte man seiner Wirksamkeit nichts in den Weg. Die erste Schwierigkeit tauchte bei Gelegenheit der Pfarrwahlen auf. Es hatte das Directorium noch im Monat Juni zwei Pfarrer ernannt, deren Bestätigung, des ausgebrochenen Krieges wegen, nicht mehr von Paris aus erfolgte. Im Januar 1871 wurden vier neue Pfarrernen-

nungen vorgenommen; da aber das politische Loos des Elsaß noch nicht entschieden war, konnten dieselben ebensowenig von der deutschen als von der französischen Regierung bestätigt werden. Indessen konnte ja die Besetzung der erledigten Pfarrstellen nicht auf unbestimmte Zeiten hinausgeschoben werden, und so hoffte man, daß die provisorische Regierung durch eine außerordentliche Maßregel jene Bestätigung gewähren würde. Graf von Luxburg, der damalige Präfekt, mit welchem der Präsident des Directoriums sich deshalb besprochen hatte, schien auch hierzu geneigt zu sein. Aber Herr von Kühlwetter sprach sich entschieden dagegen aus. Dies erregte im Directorium eine so große Mißstimmung, daß Herr Braun schon damals sich zurückziehen wollte und nur durch die dringendsten Vorstellungen seiner Collegen bewogen wurde, auf seinem Posten zu verbleiben. Man hoffte, daß nach Abschluß des Friedens sich der Bestätigung dieser Pfarrernennungen nichts mehr entgegensetzen würde, aber auch diese Hoffnung wurde getäuscht.

Im Januar 1871 erschien Herr Dr. Fabri zum ersten Mal in Straßburg. Er war vom Generalgouverneur berufen worden, um die kirchlichen Zustände des Elsaß zu untersuchen und über gewisse, in der Organisation unserer Kirche für nöthig erachtete Veränderungen sein Gutachten abzugeben. Er kam sogleich zu mir. Er versicherte mich, daß sein Auftrag rein officiöser Natur sei, und daß er bald wieder nach Barmen und zu seinem Amt eines Präsidenten des rheinpreußischen Missionsvereins zurückkehren werde. Ich kannte damals Herrn Fabri nur aus seinen „Briefen gegen den Materialismus“. So waren mir auch seine in der Schrift: „Kirchenpolitische Fragen der Gegenwart“, 1867, niedergelegten Grundsätze über die Verfassung der evangelischen Kirche unbekannt. Ich fand in ihm einen sehr gebildeten Mann, zwar positiv gesinnt, aber, wie es mir schien, von der Engherzigkeit und Intoleranz des neuen Lutherthums weit entfernt. Ich entdeckte aber auch gleich in der ersten Unterhaltung bei ihm eine Feinigkeit, die es mir rathsam erscheinen ließ, in meinen Aeußerungen gegen ihn auf der Hut zu sein. Doch trug ich kein Bedenken, ihm über mehrere Punkte, die der Gegenstand unserer Unterhaltung gewesen waren, wie z. B. über die Nothwendigkeit der Aufbesserung der Pfarrbesoldungen, meine Gedanken in schriftlicher Aufzeichnung mitzutheilen.

Schon die Berufung des Herrn Dr. Fabri nach dem Elsaß ließ mich erkennen, daß der Generalgouverneur sich mit dem Gedanken trage, bedeutende Veränderungen in der Verfassung unserer Kirche hervorzurufen. Auch erfuhr ich bald, daß bei ihm Conferenzen stattfänden, in welchen unsere kirchlichen Zustände und die zur Verbesserung derselben zu ergreifenden Maßregeln besprochen würden. Es war mir auffallend, daß kein einziger der hiesigen Theologen zu diesen Conferenzen gezogen wurde. Wenn mich dieses schon beunruhigte, so wurde ich noch bedenklicher, als ich hörte, daß zu den Personen, welche das Vertrauen des Generalgouverneurs besassen, der Berliner Garnisonsprediger Frommel und dessen Vetter, Herr Max Reichard, gehörten.

Herr Dr. Fabri verließ nach einigen Wochen das Elsaß, kam aber bald wieder. Seine Rückkunft schien darauf hin zu deuten, daß man im Palais des Generalgouverneurs mit einem unsere Kirche betreffenden Projekte beschäftigt sei. In dieser Vermuthung wurde ich durch eine doppelte, im Gespräch mit mir entfallene Aeußerung Herrn Fabris bestärkt: er bemerkte, daß unsere Pfarrernennungen nicht confirmirt werden würden, weil das Directorium, als es sie vornahm, nicht mehr vollzählig gewesen, und daß das Oberconsistorium keinen rechtlichen Bestand mehr habe, weil es durch die Trennung des Elsaß von Frankreich mehrere seiner Mitglieder verloren habe. Es war mir leicht, diese Behauptungen zu widerlegen: der ersteren setzte ich die Thatsache entgegen, daß zwei der nichtbestätigten Pfarrernennungen vom Directorium zu einer Zeit vorgenommen worden seien, wo diese Behörde noch vollzählig war, und die Bemerkung, daß der Beschluß eines Verwaltungskörpers dadurch nicht hinfällig werde, daß ein Mitglied bei der Beschlußfassung nicht zugegen gewesen. Auf die andere erwiderte ich, daß das Oberconsistorium seinen rechtlichen Bestand dadurch nicht verloren habe, daß die Deputirten von Mümpelgard und Paris in Wegfall gekommen, daß überhaupt, so lange die Organisation unserer Kirche zu Recht bestehe, auch die in ihr begründeten Behörden rechtlichen Bestand hätten. Herr Fabri berief sich zur Bekräftigung seiner Meinung auf eine bei Herrn von Bismarck-Bohlen stattgehabte Conferenz und auf einige berühmte Juristen von Bonn, die consultirt worden seien. Aus diesem Allen schien mir hervorzugehen, daß man

den Plan habe, die Auflösung des Oberconsistoriums und des Directoriums und die Neugestaltung unserer Kirche zu beantragen.

Bestärkt wurde ich in dieser Ueberzeugung durch das Gerücht von einer unsere Kirche betreffenden Vorlage, die von den Rathgebern des Generalgouverneurs ausgearbeitet worden sei und demnächst nach Berlin abgesandt werden solle. Herr Fabri, den ich darum befragte, stellte nicht in Abrede, daß von einer solchen Vorlage die Rede sei, behauptete aber, daß sie nur Unwesentliches betreffe, und daß vorderhand die Constitution unserer Kirche beibehalten werden würde. Es wurde mir indessen aus meinen Unterredungen mit ihm immer klarer, daß man eine völlige Umwandlung unserer kirchlichen Verfassung plane, und daß Herr Fabri sich Hoffnung mache, in dieser neugestalteten Kirche eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Unterdessen war der Monat März angebrochen, in welchem der Friede geschlossen wurde. Dies war für Herrn Braun das Signal, sich zurückzuziehen. Schon am 14., als kaum die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, reichte er dem Civilcommissär seine Entlassung ein, die auch alsobald angenommen wurde. Am 20. desselben Monats erging von Seiten des Herrn von Kühlwetter die Weisung an mich, provisorisch die Leitung der kirchlichen Geschäfte zu übernehmen, wozu ich mich auch bereit erklärte. Dagegen schlug ich die mir für meine deßfallsige Mühewaltung angebotene Remuneration aus, so wie ich es auch vermied, als provisorischer Präsident des Directoriums aufzutreten, und alle Schriftstücke als «Le membre du Directoire, délégué» unterzeichnete.

In dem Schreiben an Herrn von Kühlwetter, in welchem ich mich bereit erklärte, die provisorische Leitung der kirchlichen Geschäfte zu übernehmen, fragte ich auch an: ob die nach Austritt des Herrn Braun restirenden drei Mitglieder des Directoriums bis zur Reconstitution dieser Behörde fortfahren sollten, die Geschäfte der Kirche zu besorgen? Worauf ich schon am folgenden Tage, 25. März, die Antwort erhielt: „daß das Directorium ersucht werde, in der jetzigen Anzahl von drei Mitgliedern seine Funktionen bis auf Weiteres fortzusetzen."

Unterdessen hatten einige in Straßburg anwesende Mitglieder des Oberconsistoriums, von denselben Besorgnissen bewegt wie ich

selbst, den Entschluß gefaßt, ihre Collegen zu einer officiösen Session in Straßburg zu versammeln, um gemeinschaftlich die Principien festzustellen, welche, ihren Ueberzeugungen und Wünschen nach, in dem Verfahren der Regierung gegen unsere Kirche maßgebend sein sollten. Diese Versammlung, welche am 21. März 1871 stattfand, vereinigte sich in dem Ausdruck folgender Wünsche, die dem Directorium und durch dasselbe dem Civilcommissär sollten vorgelegt werden :

„Erstens möge das hochwürdige Directorium sofort die geeigneten Schritte thun, um mit der deutschen Regierung in officiellen Verkehr zu treten, sofern nämlich letztere dazu die Hand zu bieten gesonnen sei, damit nicht, durch eine längere Unterbrechung der Beziehungen zu der höheren Stelle, die Angelegenheiten der Kirche leiden und zudem etwa gar noch beklagenswerthe Mißverständnisse entstehen.

„Es wolle ferner der besagten Regierung die Bitte vortragen, einstweilen, bis eine neue Kirchenverfassung ins Leben trete, vorausgesetzt daß eine solche beabsichtigt werde, das bisherige französische Gesetz als Norm der Verwaltung gelten zu lassen und die bestehenden Behörden in ihrer verfassungsmäßigen Wirksamkeit anzuerkennen;

„Endlich auch den Wunsch aussprechen, daß eine Umgestaltung der jetzigen Ordnung nicht ohne den Beirath und im Einverständnisse mit der elsässischen Kirche und deren Repräsentanten angenommen werden möge.

„Daß die bisherige Verfassung in manchen Stücken einer Verbesserung fähig und bedürftig sei, stellen die Unterzeichneten nicht in Abrede: nur möchten sie bei dieser Gelegenheit den Grundsatz betonen, der seit lange in unserer elsässischen Kirche Geltung hat, daß sowohl in höheren als niederen Collegien das sogenannte Laienelement stärker vertreten werde, als das geistliche.

„Zugleich hoffen sie, daß das hochwürdige Directorium die geeigneten Mittel ergreifen werde, damit im Friedenstractate für das protestantische Kirchenvermögen, welches zum Theil vorschriftsmäßig in französischen Staatspapieren angelegt ist, die nöthigen Bürgschaften erlangt werden."

Auf diese Vota, die alsbald von dem Directorium dem Herrn

Civilcommissär vorgelegt wurden, antwortete dieser am 1. April: „So lange nicht eine neue Kirchenverfassung ins Leben treten wird, oder einzelne abändernde Bestimmungen eingeführt werden, bleiben die bisherigen gesetzlichen Normen für die Verwaltung der Kirche maßgebend. Die bisherigen kirchlichen Verwaltungsbehörden werden demnach ihre frühere Wirksamkeit unverändert fortsetzen, selbstverständlich indessen mit einstweiligem Ausschlusse jeder Verbindung mit Frankreich und französisch bleibenden Gebietstheilen.“ Er sprach ferner seine Ueberzeugung dahin aus, daß die deutsche Regierung mit völliger Umgestaltung der gegenwärtigen Kirchenverfassung nicht vorgehen werde, ohne Repräsentanten der Kirche selbst über etwaige Aenderungen gehört zu haben. Was endlich die Sicherung des Vermögens der Kirche Augsburgischer Confession, soweit solches in französischen Staatspapieren angelegt sei, betreffe, so ersuche er das Directorium, ihm baldgefälligst eine möglichst specielle Nachweisung derselben mitzutheilen und dabei anzugeben, wo die betreffenden Rententitel zur Zeit aufbewahrt würden.

Diese Erklärung lautete allerdings beruhigend, konnte indeß die Vermuthung nicht beseitigen, daß im Palais des Generalgouverneurs eine, gewisse Veränderungen in der Verfassung unserer Kirche bezweckende Gesetzesvorlage, und zwar ohne Beiziehung eines einzigen legalen Repräsentanten dieser Kirche, ausgearbeitet worden sei, und daher auch die hieraus entsprungenen Besorgnisse nicht niederschlagen.

Die mir übertragene Leitung der kirchlichen Geschäfte ließ ich mir unterdessen sehr angelegen sein. Jeden Morgen, nachdem ich mein Collegium gelesen, begab ich mich in das Bureau des Directoriums, wo der Generalsecretär mir die eingegangenen Depeschen und seine Redactionen vorlegte. Da derselbe, damals Herr Eugen Hepp, des deutschen Styls durchaus unkundig war, so fuhr er fort, Alles in französischer Sprache zu redigiren. Diese Redactionen wurden dann von dem Kanzleibeamten, Herrn Hirtz, ins Deutsche übertragen. Allein da Herr Hirtz mit der officiellen Terminologie nicht vertraut war, mußte ich alle Schriftstücke sorgfältig revidiren, zuweilen sogar ganz umschreiben. Dies complicirte die Arbeit sehr. Indessen fiel es mir doch nicht schwer, Alles in gutem Gang zu erhalten; es wurden sogar unter meiner provisorischen Präsidenz einige bedeutende Arbeiten, wie z. B. die genaue, bis ins Ein-

zelnste gehende tabellarische Angabe aller kirchlichen Besitzthümer, in einer relativ kurzen Zeit zur Vollendung gebracht.

Große Verlegenheit bereitete allerdings dem Directorium die Unmöglichkeit der Besetzung der vacanten Pfarreien. Zu den sechs, für welche bereits im Juni 1870 und im Januar 1871 ernannt worden war, kamen, in Folge von Todesfällen, vier neue hinzu. Alle diese Pfarreien mußten interimistisch bedient werden, eine Bedienung, die äußerst schwierig war und da und dort beklagenswerthe Unordnungen hervorrief. Es lag am Tage, daß es so nicht fortgehen konnte, und doch öffnete sich dem Directorium keine Aussicht auf die Möglichkeit, neue Geistliche anzustellen.

Unterdessen hatte Herr Dr. Fabri seine Thätigkeit in Straßburg fortgesetzt und sich durch Rundreisen im Elsaß nicht bloß mit dem Zustande der Gemeinden, sondern auch mit vielen Geistlichen bekannt gemacht. Meine Unterredungen mit ihm ließen mich nur so viel erkennen, daß er den Herrn Generalgouverneur auf die dringende Nothwendigkeit der Vermehrung der Pfarrbesoldungen und der allmählichen Abschaffung des in so vielen Kirchen herrschenden Simultaneums aufmerksam gemacht hatte. Welches aber das letzte Ziel seiner Bestrebungen sei, das konnte ich aus seinen Aeußerungen nicht herausbringen. Erst aus seiner letzten Schrift: „Staat und Kirche", 1872, ersah ich, daß sein Antrag dahin ging, einen Kirchencommissär zu berufen, welcher loco Straßburg die nach dem bestehenden Recht der Regierung zustehenden Kirchensachen für den Reichskanzler, resp. das Reichskanzleramt, zu bearbeiten hätte, und hinwiederum dessen Organ der protestantischen Kirche gegenüber wäre. Diesem Kirchencommissär sollte dann auch der Auftrag werden, innerhalb einer gemessenen Zeit mit der Oberkirchenbehörde den Entwurf einer neuen Verfassung auszuarbeiten und diesen sodann mit einer ad hoc berufenen Landessynode zu berathen und zu vereinbaren. Daß Herr Fabri erwartete, er würde mit diesem Commissariate beauftragt werden, versteht sich von selbst. Ich habe indessen Grund, zu vermuthen, daß seine Anträge noch weiter gingen und auf eine Organisation unserer Kirche hinstrebten, die in einem Landesbischofe gipfeln sollte. Nur so kann ich mir die Aeußerung des Herrn von Kühlwetter erklären: man sei ihm mit einem ausführlichen complicirten Ver-

fassungsprojekte gekommen, zufolge dessen ein Bischof an die Spitze der Kirche sollte gestellt werden; aber er habe das Projekt entschieden zurückgewiesen.

So blieb denn immer die Besorgniß, daß eine von Herrn Fabri ausgehende und von dem Generalgouverneur genehmigte Vorlage nach Berlin abgehen werde oder schon abgegangen sei, und daß sie die Einführung confessioneller Normen bezwecke. Diese Besorgniß veranlaßte Herrn Goguel, Mitglied des Directoriums, im Mai 1871 an den Präsidenten des Reichskanzleramtes eine Anfrage zu richten, auf welche dieser am 27. desselben Monats Folgendes antwortete: „Ew. Wohlgeboren beehre ich mich, auf das gefällige Schreiben vom 19. Mai dieses Jahres ergebenst zu erwidern, daß es nicht in der Absicht liegt, eine Aenderung in der Organisation und der äußeren Stellung der elsässischen Kirche Augsburger Confession auszuführen, bevor die gesetzlich bestehenden Organe dieser Kirche darüber gehört sind."

Unterdessen war die Zeit herangekommen, wo die Straßburger Pfarrconferenz zusammenzutreten pflegt. Ich dachte, es wäre dies eine günstige Gelegenheit, den an den Reichskanzler gelangten und auf die Modification unserer kirchlichen Verfassung hinzielenden Anträgen entgegenzutreten und ihm die Gesinnung der großen Mehrzahl der Geistlichen und Laien unserer Kirche bekannt zu machen. Ein solcher Schritt schien mir um so gebotener, als kirchliche Blätter die Nachricht gebracht hatten, die orthodoxe Partei des Elsaß habe an den Reichskanzler eine Adresse gelangen lassen, in welcher sie dem Wunsche Ausdruck gegeben, es möchte die sich darbietende Gelegenheit benützt werden, um unsere Kirche wiederum unter die Herrschaft des „wahren Glaubens" zu stellen. Einige Mitglieder der Conferenzcommission wollten zwar von einem solchen Schritte nichts wissen, sondern trugen darauf an, die brennenden Fragen der Kirche mit Stillschweigen zu übergehen. Allein es gelang mir, meine Ansicht durchzusetzen, und ich wurde beauftragt, die dem Reichskanzler vorzulegenden Vota zu formuliren. Meine Redaction erlitt aber durch die Berathung im Schooße der Commission, sowie durch die Verhandlungen der Conferenz selber, einige Veränderungen. Die wesentlichsten betrafen den 5. Artikel. Ich hatte in demselben gesagt, daß, obgleich wir die Augsburgische Confession als ein hei-

liges Vermächtniß der Väter ehrten, wir doch wünschen müßten, daß dieselbe unserer Kirche nicht als ein die Gewissen bedrängendes Joch auferlegt, sondern, bei der ihr zuzugestehenden Autorität, der große Unterschied dessen, was in ihrem Lehrinhalte fundamental und nicht fundamental ist, sorgfältig berücksichtigt werde. Diesem Artikel wurde der folgende substituirt: „In Anbetracht der seit langen Jahren unter der französischen Regierung genossenen Freiheit von allem Symbol- und Agendenzwang, bei welcher jede berechtigte theologische Meinungsrichtung sich ungehindert entwickeln, geltend machen und bestehen konnte, so daß der Grundsatz aufrichtiger und wahrer Verträglichkeit tief in dem Bewußtsein der elsässisch-protestantischen Kirche wurzelt und lebt, drücken die Unterschriebenen den innigsten Wunsch und die festeste Zuversicht aus, daß ihre Kirche, auf dem Grunde des Evangeliums, im Besitze dieser angestammten Freiheit beschützt und erhalten bleiben möge."

Wäre dieser Artikel in meiner Fassung angenommen worden, so würde sicherlich die Anzahl der adhärirenden Consistorien größer gewesen sein. Doch war dieselbe immerhin beträchtlich. Sechsundzwanzig dieser Körperschaften drückten ihre Zustimmung zu unserer Adresse an den Reichskanzler aus. Allein schon am 1. Juli, noch ehe die Adhäsionserklärungen sämmtlich in seine Hände gelangt waren, richtete Fürst Bismarck ein Schreiben an mich, worin er erklärte, „daß es zur Zeit nicht in seiner Absicht liege, bei S. M. dem Kaiser und dem Bundesrathe Abänderungen der zu Recht bestehenden Verfassung der evangelischen Kirche in Elsaß und Lothringen in Vorschlag zu bringen, und daß, wenn Abänderungen in dieser Verfassung für rathsam befunden werden sollten, zuvor die berechtigten Organe über dieselben würden gehört werden".

Diese Erklärung wirkte sehr beruhigend, obgleich unterdessen die pietistisch-orthodoxen Geistlichen und Candidaten, mit den strenglutherischen am 21. Juni zu einer Conferenz unter dem Vorsitze des Herrn Pfarrers Horning vereinigt, der Pfarrconferenzadresse eine andere entgegengestellt hatten, welche folgende Vota enthielt:

„1. Wir achten es für unerläßlich, daß unserer evangelisch-lutherischen Kirche ihr unveräußerliches Recht auf die Erhaltung und den Schutz ihres Bekenntnisses öffentlich anerkannt und be-

stätigt werde, weil das wesentliche Recht einer Kirchenverfassung in dem Recht ihres Bekenntnisses besteht.

„2. Auf Grund dieses Rechtes begehren wir, daß das Kirchenregiment unserer Kirche diesem Bekenntnisse unterstellt sei, und daß die fehlenden Glieder unserer kirchlichen Behörden durch bekenntnißtreue Männer, welche ihre Liebe zu dieser Kirche bethätigen können, von Seiten der kaiserlichen Regierung ergänzt werden, weil gerade das Bekenntniß sowohl der Schutz der Gemeinde gegen willkürliche Hierarchie der Pfarrer und des Kirchenregimentes, als auch der Schutz des Amtes und Regimentes gegen Ausschreitungen von Seiten der Gemeinde ist, und somit die wahre Autonomie der Gemeinde verbürgt."

„3. Werden diese beiden Punkte festgehalten, so kann auf solcher Basis die bisherige Organisation vorläufig fortbestehen, während wir die Wahlen in die Kirchenvorstände und in das Oberconsistorium unter den jetzigen Verhältnissen für nachtheilig erachten müßten."

Unterdessen waren die längst geschehenen Pfarrernennungen immer nicht bestätigt. Die Vacanzen hatten sich gemehrt, aber das Directorium glaubte unter den obwaltenden Umständen nicht zu neuen Ernennungen schreiten zu können. Von allen Seiten erhoben sich laute Klagen über diesen Zustand der Dinge. Die Verlegenheit des Directoriums wurde noch dadurch erhöht, daß es nur noch aus drei Mitgliedern bestand, und daß die Stellung eines derselben des Herrn Goguel, von dem Civilcommissär und dem Generalgouverneur beanstandet wurde, weil derselbe von der Mümpelgarder Inspection ausgegangen, die, in Folge des Friedenstractates, von der elsässischen Kirche losgerissen worden war. Oefters schon war an Herrn Goguel die Zumuthung ergangen, seine Demission einzureichen; er hatte aber stets mit der größten Entschiedenheit erklärt: sein Mandat gehe bis zum Jahre 1872, und ehe es abgelaufen, werde er nicht austreten. Er hatte sich übrigens, zu größerer Sicherheit, an den Präsidenten des Reichskanzleramtes, Herrn Delbrück, gewandt, und von diesem die Weisung erhalten, bis zum Ablaufe seines Mandats auf seinem Posten zu bleiben.

Das Directorium fühlte indessen selbst, daß die orthodoxen Zeitungen Deutschlands nicht ganz Unrecht hätten, es ein Rumpf-

Directorium zu nennen. Es wäre höchst wünschenswerth gewesen, daß das Oberconsistorium hätte zusammentreten können, um das Directorium zu ergänzen. Allein zu einer Zusammenberufung des Oberconsistoriums war keine Aussicht vorhanden, da ja die Behörde demselben den rechtlichen Bestand absprach. Das Directorium sah nun wohl ein, daß es unter diesen Bedingungen die Administration der Kirche nicht länger fortsetzen könnte. Es entschloß sich daher, sich in corpore zu Herrn von Bismarck-Bohlen zu verfügen und diesen um eine offene Erklärung über seine Stellung und seine Befugnisse zu bitten. Es wurde von demselben sehr kalt und mit sichtbarer Verlegenheit empfangen. Herr von Bismarck-Bohlen erklärte uns unumwunden, daß das Oberconsistorium einen rechtlichen Bestand nicht mehr habe, woraus von selbst folgte, daß auch das Directorium aufgehört hatte, eine rechtliche Behörde zu sein. Außerdem wies er darauf hin, daß Herr Goguel, als Delegirter der Mümpelgarder Inspection, längst aus der kirchlichen Behörde hätte austreten sollen, und war nicht wenig erstaunt, als dieser ihm erklärte. er werde nicht austreten, so lange sein Mandat nicht abgelaufen sei, wie ihm denn auch von dem Herrn Staatsminister von Delbrück die Weisung geworden, bis zu diesem Termin seine Stellung im Directorium zu behaupten. Auf die Bemerkung, daß unter solchen Bedingungen das Directorium die kirchliche Verwaltung nicht fortführen könne, eröffnete er uns, daß allerdings Veränderungen nothwendig seien, und auf diese durch eine nach Berlin abgegangene Vorlage bereits angetragen sei. Diesen Aeußerungen gegenüber gaben wir dem Generalgouverneur doch zu bedenken, daß aus der wiederholten und auch vom Reichskanzler ertheilten Versicherung, daß vorderhand an der Verfassung unserer Kirche nichts geändert werden solle, folge, daß auch die aus ihr hervorgegangenen Behörden als fortdauernd in ihrem Rechte bestehend müßten angesehen werden; daß der Ausfall einiger Mitglieder kein Grund sei, eine Körperschaft ihres rechtlichen Bestandes verlustig zu erklären, und endlich, daß die Absendung einer Vorlage nach Berlin in offenem Widerspruche stehe mit der von ihm selbst und dem Reichskanzler gegebenen Zusage, daß in der Organisation der Kirche jedenfalls eine Aenderung nicht würde vorgenommen werden, ohne daß deren legale Vertreter zu Rathe gezogen würden. Indessen änderten unsere Vor-

stellungen nichts an der Lage der Dinge, und wir verließen das Palais mit der Erwartung, daß demnächst die Auflösung des Oberconsistoriums und des Directoriums würden ausgesprochen werden.

Nun entschloß ich mich, an Herrn von Kühlwetter zu schreiben, der damals in Berlin sich aufhielt. Ich stellte ihm die Verlegenheit dar, in welcher das Directorium durch die beharrliche Verweigerung der Bestätigung der Pfarrernennungen sich befinde, und bat ihn, in dieser Angelegenheit bei dem Reichskanzler einzukommen. Zu geicher Zeit schilderte ich ihm die Lage, in welche die Kirche und ihre Behörden durch das Verhalten des Herrn Generalgouverneurs versetzt worden, und die Besorgnisse, mit welchen man allgemein den Wirkungen der nach Berlin abgegangenen Vorlage entgegensehe. Herr von Kühlwetter antwortete mir, er habe nichts Besseres zu thun gewußt, als meinen Brief dem Reichskanzler mitzutheilen.

So war also der letztere von unseren kirchlichen Zuständen genau unterrichtet. Meinem Briefe folgte übrigens bald ein ausführliches und energisches Schreiben, welches mein College Baum an den Reichskanzler richtete, mit dem ausdrücklichen Vermerke, daß es bestimmt sei, in dessen eigene Hände zu gelangen.

Da indessen auch nach diesen Schritten nichts geschah, so entschloß sich das Directorium, auf meinen Vorschlag, ein ernstes Schreiben an den Reichskanzler zu richten, ihm die durch die Verweigerung der Bestätigung der Pfarrernennungen entsprungenen Nothstände zu schildern und ihn um baldige Abhilfe derselben zu bitten. Das Schreiben ging anfangs Juli ab, und es erfolgte darauf nach kurzer Frist eine Antwort, durch welche das Directorium aufgefordert wurde, unverzüglich alle auf die geschehenen Pfarrernennungen bezüglichen Schriftstücke an das Reichskanzleramt einzuschicken. Sie wurden sogleich dem Herrn Generalgouverneur zu weiterer Beförderung zugestellt, blieben indessen noch eine geraume Zeit hier liegen.

Um die Mitte Juli kam auf einmal Herr Dr. Fabri nach Straßburg zurück und eröffnete mir, im Namen des Generalgouverneurs, daß eine Erneuerung und Ergänzung des Directoriums nicht länger verschoben werden könne. Der Vorschlag des Herrn von Bismarck-Bohlen sei folgender: Herr Goguel werde aus dem Directorium ausscheiden; zur Präsidenz werde Herr Leon de Bus-

sierre, ehemaliger Staatsrath, berufen werden; die durch den Abgang des Herrn Rau erledigte Stelle aber solle Herrn Domäneninspector Küß, dem früheren Mitgliede des Oberconsistoriums, anvertraut werden. Es frage sich nun, ob Herr Kratz und ich unter der Bedingung der Ernennung der beiden genannten Herren im Directorium verbleiben wollten.

Wie ich später erfuhr, hatte man damals mit Herrn Leon de Bussierre noch gar nicht gesprochen und war daher in der größten Ungewißheit, ob er annehmen würde. Der Plan war aber, im Falle seiner Nichtannahme, Herrn Albert von Dietrich mit der Präsidenz des Directoriums zu beauftragen. Mit diesem hatte man bereits conferirt; Herr von Dietrich hatte aber erklärt, daß er die Präsidenz nur unter folgenden Bedingungen annehmen würde: 1. Seinen Wohnsitz in Niederbronn zu haben; 2. nach Straßburg zu kommen, wenn es seine Geschäfte ihm erlauben würden; 3. seine Stellung als Präsident wieder aufzugeben, sobald er es für gut finden würde; 4. keine Besoldung für seine Mühewaltung anzunehmen.

Dies alles erfuhr ich erst später; für den Augenblick wußte ich bloß, was Herr Fabri mir mittheilte. Sein Vorschlag erregte bei mir das tiefste Erstaunen und zugleich die äußerste Verlegenheit. Ich antwortete, daß ich mir die Sache überlegen und sie mit meinem Collegen, Herrn Kratz, besprechen müßte. Die Entscheidung war ja keine leichte. Blieben Herr Kratz und ich im Directorium, so sahen wir uns den beiden Männern gegenüber, die längere Jahre hindurch im Oberconsistorium die hervorragendste Rolle auf orthodoxer Seite gespielt hatten, und wurden bei jeder Discussion, vermöge der entscheidenden Stimme des Präsidenten, überstimmt. Schieden wir aus, so stand zu befürchten, daß noch zwei der orthodoxen Richtung angehörige Mitglieder berufen und so die Kirche einer ganz vom confessionellen Geiste beseelten Oberbehörde unterstellt werden würde. Ich sollte am folgenden Tage Herrn Fabri meinen Entschluß mittheilen.

Ich suchte noch an demselben Tage Herrn Kratz, der auf seinem Landgut in Grafenstaden weilte, auf, theilte ihm den uns gemachten Vorschlag mit und fragte ihn, was er unter solchen Verhältnissen zu thun gedenke. Wir unterhielten uns lange über diese

Angelegenheit. Gegen Herrn von Bussierre hatten wir nicht die geringste Antipathie; war er uns doch als ein geistig sehr hochstehender Mann und ein durchaus edler Charakter bekannt. Nur fürchteten wir seine entschiedene Hinneigung zur kirchlichen Orthodoxie und die eiserne Festigkeit, mit der er seinen Willen durchzusetzen pflegte. Mit größerer Besorgniß noch sahen wir einer Ernennung des Herrn Küß entgegen, weil uns die ausschließende Strenge seines Orthodoxismus und die Zähigkeit seines ganzen Wesens aus dem Oberconsistorium bekannt waren. Dabei sagten wir uns, daß, wenn wir uns zurückzögen, wir wohl solchen Männern Platz machen könnten, deren Mitwirkung im Directorium der Kirche nicht zum Vortheile gereichen würde. Da war nun allerdings guter Rath theuer.

Des anderen Morgens kam Herr Kratz zu mir, doch hatte er noch keinen Entschluß gefaßt. Ich selbst befand mich in der peinlichsten Perplexität. Die Stunde, wo ich mich erklären sollte, nahte heran, und ich war noch zu keinem Entschlusse gekommen. Beim fürchterlichsten Regenwetter machte ich mich auf den Weg zu Herrn Fabri, spazierte aber noch eine halbe Stunde lang auf dem Broglie auf und ab. Hier reifte mein Entschluß, den ich auch alsbald Herrn Fabri mittheilte. Ich erklärte, in dem Directorium bleiben zu wollen, unter der Bedingung, daß man noch ein fünftes, einer durchaus gemäßigten Richtung angehöriges Mitglied in diese Behörde beriefe, welches in den Berathungen einen ponderirenden Einfluß ausüben würde. Herr Fabri fand mein Begehren vollkommen billig und versprach mir, es Herrn von Bismarck-Bohlen vorzulegen.

Die Vorschläge des Generalgouverneurs waren schnell bekannt geworden. Die orthodoxe Partei nahm sie natürlich mit Jubel auf und posaunte sie geflissentlich aus. Am nachfolgenden Tage kam, während Herr Kratz bei mir war, auch Inspector Ungerer in der größten Aufregung zu mir. Beide sprachen sich dahin aus, daß man die Ausführung jener Vorschläge durchaus verhindern müsse. Wir kamen nun überein, daß Herr Ungerer sich mit den hiesigen Consistorialpräsidenten ins Vernehmen setzen und sie bewegen sollte, sich mit ihm zum Generalgouverneur zu begeben, um diesen zu bitten, er möge von dem Vorhaben, die Herren de Bussierre und Küß ins Directorium zu ernennen, abstehen.

Doch ehe noch dieser Schritt gethan werden konnte, richtete ich, am 13. Juli, ein Schreiben an Herrn von Bismarck-Bohlen, worin ich ihm meldete, daß die Nachricht von der Ernennung der Herren de Bussierre und Küß in das Directorium die ungünstigste Aufnahme gefunden habe. „Wie ich vernehme, sagte ich, beginnt schon eine Bewegung in den Consistorien der Stadt, welcher voraussichtlich bald auch eine Bewegung der Landconsistorien folgen wird. Sollten die beabsichtigten Ernennungen wirklich vollzogen werden, so könnte leicht daraus in unserer Kirche ein Sturm entstehen, dessen Tragweite noch nicht zu ermessen ist. Nur so viel scheint mir jetzt schon gewiß zu sein, daß in diesem Falle das Directorium sich der Kirche gegenüber nicht halten könnte." Ich schloß mit der Bitte, in der Vollziehung jener Ernennungen nicht weiter voranzugehen, sondern die Reconstituirung des Directoriums in erneute Ueberlegung ziehen zu wollen.

Schon am 16. Juli erhielt ich ein Antwortschreiben des Herrn von Bismarck-Bohlen, des Inhalts, daß er nicht begreifen könne, wie über eine Angelegenheit, die vertraulich zwischen mir und Dr. Fabri behandelt worden sei, das protestantische Publicum Kenntniß erhalten und oppositionelle Bewegungen sich verbreiten sollten. Er könne auch meine düsteren Voraussetzungen bezüglich eines Sturmes in der Kirche, vor dem das in Vorschlag gebrachte Directorium sich nicht würde halten können, nicht theilen, da dasselbe aus würdigen Repräsentanten der verschiedenen kirchlichen Parteien zusammengesetzt werden würde, ohne Männer extremster Richtung in sich zu schließen. Dasselbe werde daher die nöthige Kraft in sich finden. Uebrigens sei er gern bereit, dieses Thema noch mündlich mit mir zu besprechen. „Sachlich, so schloß der Brief, bemerke ich, daß Herr de Bussierre noch in Paris ist und es ungewiß erscheint, ob derselbe bald in das Elsaß zurückkehrt. Es konnte mithin zur Zeit nicht mit ihm wegen der Präsidentschaft des Directoriums in Verbindung getreten werden. Meine Vorschläge sind übrigens an den Reichskanzler abgegangen."

Auf dieses Schreiben erwiderte ich alsogleich, daß es nicht meine Schuld sei, wenn jene Nachricht von der projectirten Reconstitution des Directoriums sich so schnell verbreitet habe, und daß, was ich von der ungünstigen Aufnahme derselben gesagt, nicht aus

der Luft gegriffen sei, sondern sich auf Aeußerungen zahlreicher Geistlichen gründe. Diese Ungunst beziehe sich auch nicht auf den Charakter oder die Würdigkeit der Herren de Bussierre und Küß, sondern einzig und allein auf die Stellung, welche beide im Oberconsistorium eingenommen, und auf die Besorgniß, daß Herr Kratz und ich im Directorium nicht genug Autorität haben würden, ihren Anträgen, falls sie auf Beschränkung der Lehr- und Glaubensfreiheit ausgehen sollten, den nothwendigen Widerstand zu leisten. Sollten die Besorgnisse, die ich zu äußern gewagt, sich als unbegründet erweisen, so würde niemand darüber froher sein als ich. Ich sprach zuletzt meinen Dank für das gütige Anerbieten einer erneuten Besprechung dieser Angelegenheit und meine bereitwillige Annahme dieses Anerbietens aus.

Der Besuch der Consistorialpräsidenten bei dem Generalgouverneur fand nun statt. Die Herren wurden mit sichtbarer Kälte empfangen. Inspector Ungerer leitete die Besprechnng ein, die ziemlich lang dauerte, sogar lebhaft wurde, aber zu keinem Resultate führte, weil die Vorschläge des Herrn von Bismarck-Bohlen bereits nach Berlin abgegangen waren.

Einige Tage später hatte ich bei dem Generalgouverneur die von ihm angebotene und von mir bereitwilligst angenommene Audienz. Gegen meine Erwartung wurde ich sehr freundlich empfangen. Unsere Unterhaltung berührte Vieles, klärte vielleicht auch bei dem hohen Herrn Manches auf, hatte aber natürlich kein praktisches Resultat.

Daß das Vorgefallene nach Berlin berichtet wurde, scheint aus den nachfolgenden Ereignissen zu erhellen. Wer aber den Bericht einschickte, ist mir unbekannt. Vielleicht kam die erste Kunde hiervon dem Reichskanzler durch den „Evangelisch-protestantischen Verein" zu, welcher sich zur Vertheidigung der kirchlichen Freiheit und Anbahnung einer neuen Organisation im Laufe des Sommers gebildet hatte und rasch zu einer bedeutenden Anzahl von Mitgliedern gelangt war. Dieser Verein übersandte unter dem Datum des 4. August dem Reichskanzler eine Adresse, in welcher er gegen die vom Generalgouverneur ausgegangenen Vorschläge Protest erhob und folgende Vota aussprach:

„1. Daß das Dekret vom 26. März 1852, welches die Autonomie der Kirche durchaus beschränkt, aufgehoben werde;

„2. daß eine constituirende Landessynode zusammenberufen werde, welche auf Grund der organischen Artikel von 1802 und mit Benutzung aller seitdem gesammelten Erfahrungen eine neue Kirchenverfassung vorbereite;

„3. daß, bis eine neue Kirchenverfassung ins Leben tritt, die bestehenden Behörden ermächtigt werden mögen, ihre verfassungsmäßige Wirksamkeit vollständig und ohne Veränderung in ihrem Personale fortzusetzen."

Auf welche Weise nun auch der Reichskanzler von den kirchlichen Ereignissen in Straßburg und der in der elsässischen Kirche herrschenden Stimmung unterrichtet worden war, er war zur Ueberzeugung gekommen, daß er entschieden eingreifen müsse. Die Berufung eines Kirchencommissärs wurde abgelehnt und damit der Rolle des Herrn Fabri ein Ende gemacht; die drei Mitglieder des Directoriums, mit Inbegriff des Herrn Goguel, bestätigt, und das Oberconsistorium eingeladen, zusammenzutreten und hinsichtlich der Ergänzung des Directoriums Vorschläge zu machen.

Durch eine Entscheidung vom 13. August wurde Herr von Bismarck-Bohlen der Besorgung der kirchlichen Angelegenheiten enthoben und dieselbe dem Präfecten des Niederrheins übertragen. Am 5. September erhielt Herr von Bismarck-Bohlen, auf sein Ansuchen, seine Entlassung und wurde von Herrn von Möller, der den Titel eines Oberpräsidenten der Provinz Elsaß-Lothringen führen sollte, ersetzt. Dieser berief sofort das Oberconsistorium mit dem Auftrage, bezüglich der Ergänzung des Directoriums Vorschläge zu machen. Den 19. October 1871 trat diese Körperschaft zu einer außerordentlichen Session zusammen; auf ihren Vorschlag wurde, am 24. Januar 1872, Herr Kratz zum Präsidenten des Oberconsistoriums ernannt und ich damit der Leitung der kirchlichen Geschäfte entbunden.

Bruch, Johann Friedrich,

Johann Friedrich Bruch seine Wirksamkeit in Schule und Kirche, 1821 - 1872
; aus seinem handschriftlichen Nachlasse

Straßburg 1890